Schlosser
Iphigenie
nach ihrem
religiös-sittlichen
Gehalt

[illegible]
Berlin
Jan. 1909





Göthes Iphigenie

nach ihrem religiös-sittlichen Gehalt.

Zwei Vorträge

von

Gustav Schlosser.

Frankfurt a. M.
Heyder & Zimmer.
1875.

Göthes Iphigenie

nach ihrem religiös-sittlichen Gehalt.

Zwei Vorträge

von

Gustav Schlosser.

Frankfurt a. M.
Heyder & Zimmer.
1875.

Buchdruckerei von H. Otto in Darmstadt.



Göthes Iphigenie
nach ihrem religiös-sittlichen Gehalt.

I.

Auf seiner Reise nach Italien im Jahre 1787 fand Göthe in Bologna ein Bild der heiligen Agathe, das er lange sinnend betrachtete. Die heilige Agathe war eine christliche Märtyrerin aus dem 3. Jahrhundert, eine reiche, schöne Jungfrau aus Catania in Sicilien, von reinem Herzen, welche das Unglück hatte, zur Zeit der Decianischen Verfolgung durch Schönheit und Schätze die unreine Begier und Habsucht des römischen Exconsuls Quintinian zu reizen, durch ihre züchtige Beständigkeit aber noch mehr seinen Zorn entflammte, so daß er sie zu den ausgesuchtesten Martern verurtheilte, bis sie endlich, nachdem sie auf Scherben und glühenden Kohlen gewälzt war, in ihrem Kerker betend starb.

Göthe, als er das Bild sah, trug damals selbst in seiner Seele das Bild einer Jungfrau, die zu den reinsten und edelsten Gestalten gehört, die er jemals in seinen Dichtungen gezeichnet hat, das Bild der Iphigenia. Das Drama war eigentlich schon acht Jahre früher, im Jahre 1779, von ihm gedichtet worden; man hatte es in Weimar, Wien und Mannheim bereits wiederholt aufgeführt, mit zum Theil sehr günstigem, zum Theil aber auch geringem Erfolg. Göthe selbst war mit seinem Werke in seiner ersten Gestalt nicht recht zufrieden. Er unternahm eine Umarbeitung, die zunächst darin bestand, daß er sie aus der Prosa in jambisches Versmaaß umgoß. Es wollte mit dieser Arbeit nicht rasch von Statten gehen. Das Weimarer Hof-, Geschäfts- und Staatsleben und namentlich die vielfachen Ausschweifungen dieses Lebens hatten seine geistige Schwungkraft gelähmt, ja geraume Zeit wie in einem dumpfen Winterschlaf gehalten. Er hatte sich endlich aufgerafft und war, Iphigenie mitnehmend, zunächst nach Karlsbald, dann aber über die Alpen nach dem schönen Italien gegangen, dessen milder Sonnenschein einen neuen Dichterfrühling in seinem Herzen weckte. An den lieblichen Ufern des Gardasees begann er die Umarbeitung, an der er täglich

arbeitete, und die ihm „unter dem fremden Volk, unter den neuen Gegenständen ein gewisses Eigenthümliches und Rückgefühl ins Vaterland“ gab. Jede Station seiner Reise, Torbole, Verona, Vicenza, Padua, Venedig ist durch regelmäßiges Fortschreiten der Arbeit bezeichnet, die erst in Rom vollendet ward. Er nennt Iphigenie selbst ein „Schmerzenskind“, sagt, daß dieselbe sein meistes und bestes Herzblut in sich aufgenommen habe. Mitten in dieser ernsten Geistesarbeit, in diesem, man kann wohl sagen: innerlichen Ringen, hatte er nun jenes Bild der heiligen Agathe gefunden und schrieb nach Deutschland an einen Freund: „Ich habe mir diese Gestalt wohl gemerkt und werde ihr im Geist meine Iphigenie vorlesen und meine Heldin nichts sagen lassen, was diese Heilige nicht aussprechen möchte“.

Nehmen wir wenig aus dieser Aeußerung, so ist es doch genug. Göthe wollte in der Iphigenie ein Ideal sittlich reiner Weiblichkeit schaffen. Die Gestalt seiner Heldin hatte er aus dem griechischen Alterthum entlehnt, in das er sich mit seiner bekannten großartigen Empfänglichkeit versenkt, aber wie schon seine Bemerkung über die Rückerinnerung ans deutsche Vaterland unter dem milden Himmel Italiens am Gardasee ahnen läßt, die griechische Jungfrau gestaltete sich in seiner Seele zur deutschen, die antike zur christlichen. Die ästhetische Kritik des Dramas hat ihr Urtheil denn auch dahin ausgesprochen, daß dasselbe als Kunstwerk unerreicht und unübertreffbar, bald sagt man: den griechischen Geist mit deutschem Leib, bald auch umgekehrt: den deutschen Geist mit griechischem Leib überkleidet hat und zwar so, daß der Leib den Geist und der Geist den Leib als den seinen anerkennen muß. Es ist in dem ganzen Gedicht ein so reines, schönes Maaß, wie es sich nur bei griechischen Meisterwerken findet. Die größte Einfachheit und Helle in Handlung und Sprache zieht sich durch das ganze Stück. Wir werden seinen Inhalt näher betrachten. Man wird zugestehen müssen: Es gibt keinen tragischen Stoff, der gräßlichere Ereignisse in sich schlösse, der furchtbarere Leidenschaften, heftigere Kämpfe der Seele schilderte und das Gemüth in seinem Innersten mehr aufregte. Aber diesen Sturm hat der Dichter besänftigt, alles Wilde und Harte gebändigt und ohne der lebensvollsten Wahrheit Eintrag zu thun, selbst das Furchtbarste und Entsetzlichste hat er durch den Zauber des Schönen geadelt und verklärt. Eine tiefe majestätische Ruhe, bei der mächtigsten inneren Bewegung, ist über alle Figuren ausgegossen, wie über die Gruppe des Laokoon. Einfach und natürlich und doch in wachsendem Maaße spannend entwickelt sich vor uns der Gang der Begebenheiten. Nach der Weise der Griechen zur Zeit der schönsten Blüte der attischen Tragödie, beschränkt sich der Dichter auf die geringe Anzahl von drei Personen; nie treten mehr als drei Personen zu gleicher Zeit auf. Diese Einfachheit, im schönsten Contrast gegen die modernen Spectakelstücke, bringt, weit entfernt, Dürftigkeit zu erzeugen, jene Klarheit hervor,

welche uns die handelnden Personen nicht nur in scharfen, festgezeichneten Umrissen, sondern in plastischer Rundung zeigt, so daß wir ihre ganze, völlige Gestalt wahrzunehmen und gleichsam ringsherum gehend von allen Seiten sie zu betrachten meinen. Wie sich in den Werken der antiken Kunst überall das Bestreben zeigt, die Gestalten so zusammenzuordnen, daß keine die andere decke, sondern jede selbständig hervortrete, rein und scharf sich absondere, damit ihre Beziehungen zu einander und zum Ganzen deutlich hervortreten, so gewahren wir auch in der Iphigenia dieselbe Einfachheit und Klarheit, Bestimmtheit und Deutlichkeit der Gruppirung, wie der einzelnen Figuren. Die Charakteristik der Personen ist meisterhaft, psychologisch wahr und lebendig; die Sprache, bei allem tiefen, vollen Pathos, voll edelster Einfalt. Doch soll uns mehr als die ästhetische Schönheit des Stückes, sein ethischer, religiös-sittlicher Gehalt beschäftigen, und gehn wir darum jetzt in seinen Inhalt ein.

Dunkel liegt die Tragik desselben vor unsern Augen. Ein Lichtstrahl fällt hinein aus dem Grundsatz, den ich als Erforderniß aller ächten Poesie vor einigen Wochen in meinen einleitenden Gedanken aussprach: Anerkennung einer höheren sittlichen Weltordnung, die Niemand ungestraft verletzen darf. Dann: das Bewußtsein und Gefühl eines tiefen Zwiespaltes, der in Folge der Sünde durch diese Gotteswelt geht, und ihre Harmonie zerstört, ein tiefes Weh darüber; zum dritten aber auch eine Sehnsucht nach der Versöhnung, nach Wiederherstellung jener Harmonie, jenes gestörten Friedens und mindestens eine Ahnung von dieser Versöhnung; in der christlichen Poesie dann aber die volle Erkenntniß dieser, alle Sünde tilgenden, alle Gebrechen heilenden Versöhnung und die volle, helle, selige Freude darüber.

Furchtbar tritt in der Fabel, die dem Götheschen Drama zu Grunde liegt, jener Zwiespalt vor unsere Seele; die Versöhnung aber spricht der Dichter selbst, wenn auch nur ahnend, aus in den Worten:

„Alles menschliche Gebrechen
Heilet reine Menschlichkeit.“

Voller aber und der weltgeschichtlichen Thatsache der Erlösung näher kommend, ist das Wort der Iphigenie, gegen das Ende des Stückes, der Aufschrei ihres Herzens, das zu versinken fürchtet in der Fluth der Trübsal und der Versuchung, wenn nicht eine Gotteshand es rettet und oben erhält, der Gebetsruf: „Rettet mich und rettet euer Bild in meiner Seele! —

Was ist nun der Inhalt des Stückes? Er ist aus der uralten griechischen Sagenwelt entlehnt, und beginnt in der Zeit der Titanen oder Giganten, die hochbegnadet bei den Göttern, diesen so nahe standen, daß die Götter selbst sich ihres Umgangs freuten, aber sich wider die Götter auflehnten und darum aus dieser Höhe in die Tiefe

verstoßen wurden. Iphigenie stammt aus dem Geschlechte eines dieser Titanen, und sie erzählt selbst dem Taurierkönig Thoas die Geschichte ihres Hauses.

Ihr Ahnherr ist Tantalus, vor Allen einst den Göttern nahe stehend, von Zeus selbst zur olympischen Tafel gezogen, wo die Götter sich an seinen Gesprächen, wie an Orakelsprüchen ergötzten, hatte er sich in frevlem Uebermuth an ihnen vergangen und büßt nun in den Schatten der Unterwelt, im Tartarus, durch ewig neue Qual. Von nagendem Hunger, von brennendem Durst gequält, steht er bis am Halse im frischen Wasser und köstliche Früchte hängen über seinem Haupte; aber so oft er sich bückt, zu trinken, rasch trocknet der See, und so oft er die Hand ausstreckt nach den Früchten, rasch beugt sie ein Sturmwind zur Seite. So strafen die Götter die Menschen, die über die Grenzen der Menschheit hinaus wider die Gottheit sich erheben, sein wollen wie Gott, mit der Qual fruchtlosen Mühens ohn' Ende; stets den lockenden Genuß vor den schmachtenden Lippen, der stets entflieht, wenn der Mensch glaubt, ihn ergreifen und festhalten zu können.

Von Tantalus vererbt sich nun ein Fluch über sein ganzes Geschlecht; das alte kraftvolle Mark, die gewaltige Brust des Titanen war seiner Söhne und Enkel großes Erbtheil; aber Rath, Weisheit, Mäßigung, Geduld, Gottesfurcht war ihnen fremd. „Zur Wuth ward ihnen jegliche Begier und grenzenlos drang ihre Wuth einher." Eine furchtbare Reihe von Verbrechen, von Tantalus anhebend, geht durch die nachfolgenden Generationen seines Hauses, sie alle umschlingend, wie eine unzerreißbare Kette; Verbrechen, deren Strafe stets — wie tief und psychologisch wahr! — eine neue schrecklichere Verschuldung ist. „Der Fluch der bösen That, fortzeugend Böses zu gebären." — „Gott straft Sünde durch Sünde." Schon Pelops, des Tantalus Sohn, überbot seinen Vater. Durch Verrath und Mord erwirbt er sich sein Weib, Hippodamia. Sie bringt ihm zwei Söhne, Thyest und Atreus. Voll Neid sehen diese des Vaters Vorliebe für einen Sohn erster Ehe; sie morden den bevorzugten meuchlerisch. Pelops hält seine Gattin Hippodamia für die Mörderin und fordert wild seinen Sohn von ihr zurück. In Verzweiflung entleibt sie sich selbst. Nach des Vaters Tod herrschen nun Thyest und Atreus gemeinschaftlich; aber die Einigkeit der Verbrecher ist nicht dauernd; bald erwacht die Eifersucht und Atreus vertreibt den Thyest aus dem Reiche. Thyest brütet Rache. Er entwendet den kleinen Sohn des Atreus und erzieht diesen in seinem Hause als seinen eignen Sohn. Als er herangewachsen ist, stachelt er seine Rachgier auf, daß er nach Mykene geht, um seinen vermeintlichen Oheim Atreus, der aber sein Vater ist, zu ermorden. Er wird jedoch entdeckt, festgenommen und unter fürchterlichen Martern hingerichtet. Zu spät erfährt Atreus, daß der, welcher vor seinen Augen verblutet, sein

eigner Sohn ist. Rachgier kocht in seinem Herzen; er sinnt auf unerhörte That. Er stellt sich gleichgiltig, ja versöhnt, und ladet seinen Bruder Thyest nebst seinen zwei Söhnen in sein Reich. Hier läßt er die beiden Knaben unter irgend einem Vorwand von ihrem Vater trennen und bei Seite bringen. Den Vater aber, seinen Bruder, ladet er zu einem Versöhnungsmahle ein und setzt ihm ein Fleischgericht vor. Als Thyest sich gesättigt, wird er von einer unerklärlichen Wehmuth ergriffen, er fragt nach seinen Kindern, schon glaubt er der Knaben Stimme und Tritte an der Saalthüre zu vernehmen, da wirft ihm Atreus grinsend die Häupter und die Füße der erschlagenen Söhne hin, von deren Fleisch der Vater sich gesättigt! Die Sonne selbst wendete schaudernd ihr Antlitz weg vor solcher Gräuelthat und lenkte ihren Wagen aus dem ewigen Geleise.

Des schrecklichen Atreus Sohn war Agamemnon, das Muster eines vollkommnen Mannes. In glücklicher Ehe bringt ihm seine Gattin Klytemnestra drei liebliche Kinder, zwei Töchter Elektra und Iphigenie, und einen Sohn, Orestes, der als Liebling des Hauses zwischen den Schwestern heranwächst. So gehen einige Jahre in Ruhe und Frieden dahin, und schon schien der Fluch, der auf Tantalus Haus gelastet, sich zu lösen. Da entführt Paris, der trojanische Fürstensohn, das Gastrecht brechend, die schöne Helena, Gemahlin des Königs Menelaos, Königs von Sparta, Bruder Agamemnons. Einmüthig standen die Fürsten von Hellas auf, den schmählichen Ehebruch und Verrath zu rächen, den Kriegszug nach Troja zu unternehmen. Sie sammeln ihre Streitkräfte in Aulis und wählen dort Agamemnon zu ihrem Oberbefehlshaber. Allein vergeblich warten sie auf einen günstigen Wind, der ihre Schiffe treiben soll. Der Wind ist ihnen zuwider und Ungeduld erfaßt das Heer. Murrend fordern sie vom Seher Kalchas Aufschluß über die Ursache, über die Gottheit, deren Zorn das Hemmniß bereitet. Und Kalchas bezeichnet Agamemnon als den, der die Göttin Artemis beleidigt. Er hatte auf der Jagd eine, der Göttin geweihte, Hirschkuh getödet und zu dem Verbrechen das übermüthige Trotzwort gefügt, daß er jetzt der Jagdgöttin Beistand nicht mehr bedürfe, ja wohl gar mit ihr selbst den Wettstreit unternehme. Solchen Frevel ließ die Gottheit nicht unbestraft. Diese Gesinnung, welche des Beistandes der Göttin entrathen zu können glaubt und die der Menschenkraft gesetzten Schranken verkennt, galt den Griechen für besonders frevelhaft und strafwürdig, so daß ihre Tragödien, die keinen andern Gegenstand so häufig behandeln als diesen frevlen Uebermuth, auch sonst vortreffliche Männer durch diesen Uebermuth zu Grunde gehen lassen. So wird nachmals der unvergleichliche Held Ajas auf der Rückkehr aus dem Trojanischen Krieg mit Wahnsinn gestraft, weil er den Beistand der Gottheit verachtet und gesagt: Mit Göttern mag sogar der Nichtigere des Siegs theilhaftig werden, ich jedoch getraue auch ohne sie mir zu erringen

solchen Preis. Es findet sich hier eine Ahnung der Wahrheit, die die Offenbarung der Schrift u. A. in dem Schicksal der Könige Nebukadnezar, Belsatzar von Babylon rc. uns enthüllt.

Agamemnons Uebermuth also ist Ursache, daß die Flotte der Griechen nicht auslaufen kann. Nun kommt die Frage: wie der Göttin Zorn versöhnt werden könne? Und Kalchas erklärt: nur durch den Opfertod der Königs-Tochter Iphigenie!

Vergebens weigert sich der entsetzte Vater, das Blut der Tochter zu vergießen, er muß dem stürmischen Andringen des Heeres, das durch seine Schuld den Kriegszug vereitelt sah, endlich nachgeben. Durch die Vorspiegelung, daß Iphigenie bestimmt sei, noch vor der Abfahrt nach Troja mit Achilles, dem Heldensohne des Peleus und der Thetis, vermählt zu werden, gelang es, Klytemnestra mit ihrer Tochter nach Aulis zu locken, wo die Jungfrau trotz des Widerstandes der trostlosen Mutter dem Tode entgegengeführt wurde, welchem sie sich mit großem Sinn willig für den geliebten Vater darbot. Artemis, durch dieses opferfreudige Ergebniß gerührt, hüllte sie, ehe der Opferstahl sie treffen konnte, in eine Wolke, und versetzte sie in ihren Tempel zu den Tauriern, einem wilden Volke des Nordens, das die Göttin mit Menschenopfern verehrte, wo sie fortan als ihre Priesterin walten sollte. Den Opfernden aber war dies Wunder verborgen geblieben, für sie war Iphigenie geopfert und unrettbar verloren. Das Heer der Griechen fährt nun ungehindert nach Troja; nach 10jährigem blutigem Kampfe wird die Stadt erobert, und beutebeladen kehrten die Helden in die Heimath zurück, unter ihnen Agamemnon, voll Sehnsucht nach der lang entbehrten Heimath und der Gattin Klytemnestra. Aber ach, sein frevler Uebermuth hatte den schlummernden Dämon seines Hauses wieder geweckt, den alten Fluch wieder wirksam gemacht. Klytemnestra hatte es nicht vergessen können, daß der Gatte sie unter nichtigem Vorwand nach Aulis ins Lager gelockt, sie sah in dem Vater der geliebten Tochter Iphigenie nur den Mörder derselben, und Groll und Haß gegen ihn hatte ihr Herz eingenommen. Um so leichter hatte sie in ihrer Einsamkeit den Einflüsterungen des Aegistheus, der während der 10jährigen Abwesenheit ihres Gemahls um ihre Liebe geworben, Gehör gegeben. Dieser Aegistheus war ein Sohn des Thyestes aus einer schändlichen, blutschänderischen Verbindung, also ein Vetter Agamemnons; nach einem Orakelspruch sollte er der Rächer jener Greuelthat des Atreus an dessen Sohne Agamemnon werden. Als Agamemnon heimkehrte, begleitet von Kassandra, der kriegsgefangenen schönen Tochter des Königs Priamus, empfing ihn Klytemnestra mit erheuchelter Freude. Aber das Bewußtsein ihrer Schuld, das nie erloschene Rachegefühl, neu angefacht durch die Eifersucht auf die mit Agamemnon gekommene Kassandra, trieb sie zu einer schrecklichen That. Beim Kleiderwechsel verhüllte sie dem nichts ahnenden Mann wie von ohngefähr das

Haupt mit einem weiten Gewand, Aegistheus hinter der Thüre lauernd, springt hervor und zerschmettert Agamemnon mit einer Axt das Haupt. Nun glaubte sich das frevelhafte Paar ungestört einander angehören zu können. Aber ihre sündige Freude dauert nicht lange. Sie fürchten den kleinen Orestes, der vielleicht einmal des Vaters Rächer werden könnte, und trachten ihm nach dem Leben. Die treue Schwester Elektra, die etwas Schlimmes geahnt, bringt ihn rechtzeitig in Sicherheit zu einem Gastfreund seines Vaters, Strophius; der erzieht ihn wie sein eignes Kind mit seinem Sohne Pylades. Das Band einer innigen, sprüchwörtlich gewordenen, Freundschaft verknüpft diese Beiden, und, herangewachsen, beschließen sie, den Tod des Agamemnon zu rächen, ein Entschluß, in dem sie durch einen eingeholten Spruch des Orakels zu Delphi bestärkt werden. Gemeinsam begeben sie sich nach Mykenä; unbekannt den Leuten dort treffen sie Elektra, Orestes Schwester, die um ihrer Anhänglichkeit an den gemordeten Vater willen zur Magd erniedrigt und geschmäht, nur in der Hoffnung auf Orestes, den Rächer, noch lebte, und nachdem er sich ihr entdeckt, die glimmende Gluth des Zornes und der Rache in ihnen zur hellen Flamme schürt. Mit List gelangen sie zu Aegistheus und Klytemnestra. Pylades erschlägt den Aegisth, und Orestes, mit dem Ruf: Mutter, Dein Sohn Orest, des Vaters Rächer! faßt Klytemnestra und zückt den Stahl. Vergebens fleht die Mutter auf ihren Knieen den Sohn um Mitleid an, vergebens beschwor sie ihn bei der Mutterbrust, die ihn genährt, um Schonung, er sieht in ihr nur die Mörderin seines Vaters; mit abgewandtem Gesicht stößt er ihr den Stahl ins Herz.

So war das schreckliche Verbrechen durch das unnatürlichste von allen gestraft; der Rächer seines Vaters war ein Muttermörder geworden. Wie konnte diese That dem Fluch entgehn?

„Wie gährend steigt aus der Erschlagenen Blut
Der Mutter Geist
Und ruft der Nacht uralten Töchtern zu:
Laßt mir den Muttermörder nicht entfliehen!
Verfolgt den Verbrecher! Euch ist er geweiht!"

Und diese, die Töchter der Nacht, die Furien, Erynnien, die Rachegöttinnen:

„Sie horchen auf, es schaut ihr hohler Blick
Mit der Begier des Adlers um sich her.
Sie rühren sich in ihren schwarzen Höhlen,
Und aus den Winkeln schleichen ihre Gefährten,
Der Zweifel und die Reue, leis' herbei.
Vor ihnen steigt ein Dampf vom Acheron;
In seinen Wolkenkreisen wälzet sich
Die ewige Betrachtung des Geschehenen
Verwirrend um des Schuld'gen Haupt umher.
Und sie, berechtigt zum Verderben, treten
Der gottbesäten Erde schönen Boden.
Den Flüchtigen verfolgt ihr schneller Fuß;
Sie geben nur, um neu zu schrecken, Rast.

So schien die furchtbare That, als der letzte Ring in der schrecklichen Kette von Gräueln, welche das Geschlecht des Tantalus umstrickte, mit ihrem unabwendbaren Fluch den letzten Sprößling zu verderben. Von den Erynnien, den Weibern mit den Schlangen in den Haaren und düsterrothen Fackeln in den Händen, vom Gewissen verfolgt und bis zum Wahnsinn gequält, irrt Orestes umher und wünscht sich den Tod, in welcher Gestalt er auch kommen mag.

Gibt's denn keine Rettung, keine Sühne? Beschönigung, Entschuldigung der That, da Orest etwa sich selbst hätte sagen können, er sei nur des Vaters Rächer, und Rache sei nach seines Volkes Sitte eines braven Sohnes Pflicht, vom Orakel selbst ihm eingeschärft, — bringt keine Sühne, und selbst die Reue bringt sie nicht, wie Mancher heutzutage wähnt. Aber was bringt sie denn?

Wir stehen hier an der großen, wichtigen Frage, die den Angelpunkt unseres Dramas bildet; eine Frage, welche die sinnenden Geister, die tiefern und edlern Gemüther aller Zeiten als die allerwichtigste beschäftigt hat. Wie kann dem Sünder, auch dem schweren, Sühnung zu Theil, der Fluch in Friede verwandelt werden? Ist's doch der Angelpunkt auch aller der großartigen, wunderbar ergreifenden und schönen Tragödien des Alterthums, und gerade an der Sage von Orest haben sich die drei größten dramatischen Dichter der Griechen: Aeschylus, Sophokles und Euripides, zur Lösung jener Frage versucht. Ehe wir die Lösung in der Götheschen Dichtung näher betrachten, erlauben Sie einen Blick in jene antiken Tragödien, selbst auf die Gefahr hin, daß wir noch einen Abend hinzunehmen müßten, um die Göthsche Iphigenie nicht zu verkürzen. Diese Betrachtung der antiken Tragödien wird viel dazu beitragen, die Göthesche Dichtung ins rechte Licht zu setzen.*

Aeschylus, der älteste und gewaltigste der griechischen dramatischen Dichter, hat drei Tragödien über die Sage von Orestes gedichtet, die aber unter sich eng zusammenhängen, eine sogenannte Trilogie bilden, und auch stets zusammen, d. h. nach einander aufgeführt wurden. Sie führen zusammen den Namen: Oresteia, und heißt die erste Agamemnon; — sie behandelt die Heimkehr des sieggekrönten Königs und seinen Mord durch die treulose Gattin und ihren Buhlen; die zweite Choephoren oder: die Grabesspenderinnen, behandelt den Muttermord des Orestes, wie er aus der Fremde heimkehrt mit Pylades, seine Schwester Electra am Grabe findet, an dem sie gerade ein Todtenopfer bringt, sich ihr zu erkennen gibt. Beide Geschwister feiern unter den ergreifendsten Umständen das Wiedersehen. Orestes hat den Gedanken, den Vater an der Mutter zu rächen, nicht blos aus sich; sondern der Delphische Apoll hat ihm solchen befohlen als Kindespflicht und ihn selbst mit

* Vergl. die ausgezeichnete Abhandlung von Otto Jahn: „Aus der Alterthumswissenschaft". 1868.

schwerer Strafe an Leib und Seele bedroht, wenn er diese Pflicht nicht erfüllt. Electra bestärkt ihn noch mehr in seiner Absicht und verabredet mit ihm auch die Art, wie Orest mit Pylades zu Klytemnestra und Aegistheus hineinkommen, nämlich mit dem Vorwand, ihnen Nachricht von dem kleinen Orest, resp. dem Tod des Gefürchteten zu bringen, bei welcher Gelegenheit Klytemnestra und Aegist von seinem rächenden Schwert getroffen werden. Kaum aber ist die Unglücksthat vollbracht, so erheben sich vor seinem wirren Blick die Erynnien

„Gorgonen gleich,
Die faltig schwarzverhüllten, haardurchflochtenen
Mit dichten Schlangen.
Aus ihren Augen triefen sie grausenhaftes Blut."

Sie drängen sich um ihn her, heften sich an seine Fersen, daß er, wie er auch rastlos über Land und Meer fliehe, nimmer ihres schrecklichen Geleites ledig werden kann. Die dritte Tragödie heißt: die Eumeniden. Es bezeichnet dieser Name auch die Rachegöttinnen, die Furien, die Erynnien. Aber er hat eine freundlichere Bedeutung; wörtlich übersetzt heißt es: die Wohlmeinenden. Also diese schrecklichen Wesen sind wohlmeinende Wesen, — wir verstehn die Bedeutung des strafenden Gewissens. In dieser dritten Tragödie finden wir Orestes im Tempel des Apollo zu Delphi, in dessen Nähe die Erynnien in Schlaf versunken ruhen. Orestes will von Apollo wissen, wie er die schreckliche Qual los werde; Apollo weist ihn nach Athen in das Heiligthum der Pallas Athene und gibt ihm den Hermes als Geleitsmann mit. Kaum aber hat Orestes die Wanderung angetreten, so erscheint der blutige Schatten Klytemnestras und weckt die schlafenden Erynnien. Wie sie merken, daß ihnen ihr Opfer entflohen ist, wenden sie sich klagend gegen Apollo. Apollo verweist sie an Zeus, als den höchsten Gott, der über alle zu entscheiden hat. Die Erynnien aber stürzen Orestes nach und peinigen ihn nach wie vor. So gelangt er nach Athen, bringt Opfer, um seine Schuld zu sühnen, aber die Erynnien lassen ihn nicht los. Endlich umfaßt er das Bild der Göttin und schreit zu ihr um Hilfe, indem er sich auf Apollos Befehl beruft. Die Göttin erscheint und bestellt ein Gericht von zwölf erlesenen Bürgern Athens, die als geschworene Richter auf dem Areopag über diesen und von da an über jeden Mord urtheilen sollen. Bei Stimmengleichheit soll der Beklagte frei sein. Es beginnt nun eine Gerichtsverhandlung, zu welcher auch Apollo erscheint und geltend macht, daß Orestes nur so gehandelt habe, wie nach dem Willen des Zeus geschehen müsse, daß der Mord eines Gatten an der Gattin niemals ungerächt bleiben dürfe. Wenn nun allerdings Orestes zum Muttermörder geworden, so sei das furchtbar, eine naturwidrige That, allein dem Vater sei er größere Ehrfurcht schuldig als der Mutter. Es tritt hier das eigentlich Tragische in der Geschichte des Orestes hervor. Das ist ja das Wesen der Tragik, daß der Schuldbeladene

im Conflict der Pflichten die böse That gethan; ein leichtfertiger Bösewicht kann niemals Gegenstand eines tragischen Interesses sein, so wenig wie ein absolut Unschuldiger, der blos das unglückliche Opfer widriger Umstände und Schicksale wird. Der leichtfertige Bösewicht kann nur unsern Abscheu verdienen, kein Mitleid. Der Unschuldige, mit dem Schicksal Ringende und Unterliegende, macht einen peinlichen Eindruck. Gerade das Unglück eines Menschen, der nicht unedlen Charakters und doch auch wieder selbst Schuld an seinem Unglück ist, ist das Tragische, und macht dieses auf unser Gemüth den Eindruck, nach dem wir sagen müssen: was ihm geschieht, ist gerecht, und doch hat er unser volles Mitleid, wonach wir dann aber auch weiter die Versöhnung für den schuldbeladenen Unglücklichen wünschen.

Wie wird diese nun dem Orestes nach der Tragödie des Aeschylus? Die Richter zu Athen, nachdem sie die Sache gehört, stimmen ab; ein schwarzes und ein weißes Steinchen, verurtheilend oder lossprechend, fällt in die Urne. Man zählt sie. Die Stimmen sind gleich. So ist Orest freigesprochen, aber die Erynnien geben ihren Anspruch nicht auf, bis sie sich von Athene bereden lassen, ihren alten Groll fahren zu lassen, wofür sie dann nachmals dankbar unter dem Namen: Eumeniden verehrt werden sollen. Da geben sie endlich nach und kehren in feierlichem Zug in ihr Heiligthum zurück.

Sie haben gewiß mit mir ganz dieselbe Empfindung und dasselbe Urtheil, daß der Schluß der Aeschyleischen Tragödie unbefriedigend ist. Das, was nach eigenster Ueberzeugung der Griechen nur von der Gottheit entschieden werden kann, wird von Menschen verhandelt und in gewissem Sinn von Menschen entschieden. Offenbar hat dem Aeschylus vorgeschwebt, das Ansehen menschlichen Gerichtes und menschlicher Obrigkeit als ein auf göttlicher Anordnung beruhendes erscheinen zu lassen. Er hatte den Nebengedanken einer Rechtfertigung des Areopag. Aber achten wir auf den Umstand, daß die Freisprechung auf Anordnung der Göttin Athene beruht, daß bei Stimmengleichheit der Schuldige los und ledig sein solle. Nach einer andern Fassung der Sage habe Athene selbst ein dreizehntes Steinchen, ein siebentes weißes, in die Urne gelegt. Es wird in dieser Anordnung ausgedrückt, wie über das Recht überhaupt nicht entschieden werden könne, sondern daß nur die Gnade den Orestes freispricht. Und hier liegt bei allem Unbefriedigendem ein Wahrheitsmoment: das religiöse Bewußtsein der Griechen, wie jedes Volkes, bezeugt, daß kein Schuldiger selbst seiner Schuld sich entledigen, daß kein Mensch dem andern sie abnehmen kann, sondern nur die Gottheit, die als Wächter über den ewigen heiligen Ordnungen und Gesetzen waltet. Darum das Eingreifen der Göttin Athene, der Schutzgöttin des damals vor allen Griechen auf einer gewissen Höhe stehenden Athens, aber freilich als ein nur sehr schwaches, bei dem man fragen muß: Wie, wenn nun sieben Richter gegen fünf den

Orestes schuldig erklärt hätten, was dann? So blieb der Fluch auf ihm nach Menschenrath und Urtheil. Das kann ja doch nicht richtig sein. Das Griechenthum hat eben die Lösung nicht gefunden, weil es über das blos Menschliche nicht hinaus kam und selbst seine Götter nach dem Bilde der Menschen sich gemacht hatte.

Auch der zweite von den großen Tragödiendichtern der Griechen, Sophokles, der Meister der psychologischen Tragödie, hat die Frage nicht befriedigend gelöst, auch nicht lösen können, so viel tiefsinnige Ahnung höherer Wahrheit auch alle seine Werke enthalten.

Sophokles, nur wenig später lebend als Aeschylus, hat, trotzdem daß Alles noch erfüllt war von der Orestia des letzteren, und es, wie man zu sagen pflegt, gewagt ist, eine Ilias nach Homer zu schreiben, einen Stoff, der von einem anerkannten Menschen bearbeitet ist, noch einmal zu bearbeiten, gleichwohl sich auch die Geschichte von einem Orestes zum Gegenstand einer Tragödie gewählt, ein Beweis, wie lebhaft sich das Griechenvolk in seinen begabtesten Geistern in seiner schönsten Blüte mit der Frage nach Schuld und Sühne beschäftigte, — um die Millionen von den Culturmenschen unserer Tage sich nicht im Geringsten kümmern, weil ihr Blick über die materiellen Interessen nicht hinaus kommt und sie bezüglich der geistigen vollständig befriedigt sind in dem Gedanken, daß wir ja sogar weit fortgeschritten sind und noch viel mehr fortschreiten werden, wenn sie nicht überhaupt, das Geistige leugnend, bei Moleschotts Lehre angekommen sind: der Mensch ist, was er ißt, oder der andern: der Mensch ist Product von Licht, Luft, Nahrung, Amme, und für sittliches Verhalten ist er so wenig verantwortlich als für die Secretion seiner Nieren und das Phosphoresciren seines Gehirns. Da gilt es nur, nach bestimmter Diät die Menschen mit phosphorhaltigen Nahrungsmitteln, Hülsenfrüchten ꝛc. zu füttern, so schafft man Sünde, Schuld und Sühne zumal aus der Welt. Sophokles hat die Geschichte des Orestes noch einmal bearbeitet, wohl auch um deßwillen, weil er fühlte, daß die Frage nach der Sühne nicht gelöst war. Er sucht eine andere und deutet diese schon von vornherein durch den Titel an, den er seiner Tragödie gibt. Er nennt sie Electra, wählt sich also Electra, die Schwester des Orestes, als Hauptperson, als Trägerin des Stückes. Beim Beginn dieses Stückes ist Orestes, geleitet von dem treuen Pädagogen, der ihn einst auf Electras Geheiß gerettet und seine Jugend behütet hat, mit Pylades, im Morgengrauen vor der Burg seiner Väter angelangt. Er spricht seinen Entschluß aus, die schmähliche Ermordung seines Vaters zu rächen, wozu er durch einen Orakelspruch aufgefordert worden war, und entfernt sich, nachdem er am Grabe des Agamemnon das übliche Todtenopfer gebracht hat, um die günstige Gelegenheit für seinen Anschlag zu erspähen. Im Weggehen hört er drinnen in der Burg die wehklagende Stimme der Electra, seiner ältesten Schwester, die er sofort erkennt. Mit solchen Klagen

begrüßt sie jeden jungen Tag. Ihre ganze Seele ist allein mit dem Jammer um den hingemordeten Vater erfüllt, als dessen Rächer sie den geflüchteten Bruder mit immer ungeduldigerem Verlangen herbeisehnt; dabei erbittert über die Schande der ehebrecherischen Mutter und des frechen Thronräubers, und die grausame Behandlung, die sie von beiden erdulden muß. Ein Chor griechischer Frauen voll Mitleid mit ihrer jammervollen Lage sucht sie zu beruhigen, sie soll durch nutzlosen Widerstand ihr Schicksal nicht noch schlimmer machen, die Rache werde doch nicht ausbleiben, der Bruder Orestes werde gewiß einstmals wiederkehren und sie vollziehen. Auch Chysothemis, die jüngere Schwester, die in ihrem Jammer die Ansichten und Gefühle der Electra theilt, aber weniger fest und kräftig der Herrschermacht als Mädchen sich fügen zu müssen glaubt, räth ihr zu, ein Gleiches zu thun, indem sie ihr zugleich mittheilt, wie sie sicher vernommen, daß Aegysth und Klytemnestra beschlossen, sie, die Electra, wenn sie sich nicht füge, lebendig zu begraben. Diese Drohung entflammt die Leidenschaft der Electra nur noch stärker. Sie hört weiter von Chrysothemis, daß Klytemnestra durch einen Traum geängstet worden sei; Agamemnon, der gemordete Gatte, war ihr erschienen und hatte sein ehemaliges Königsscepter in der Hand, das frisch ergrünte. Klytemnestra ahnte nichts Gutes und sucht den abgeschiedenen Geist des Agamemnon damit zu versöhnen, daß sie ihm sühnende Gaben aufs Grab legen soll und gerade Chrysothemis war damit beauftragt, das zu thun. Electra aber bewegt sie, es nicht zu thun, sondern vielmehr ihre, der Kinder, racheerflehenden Gaben auf des Vaters Grab zu legen. Jenes Traumgesicht der Mutter legt sie sich als Vorzeichen der nahenden Hülfe, der Heimkehr des Bruders, der Rache an dem Verbrecherpaar aus. Klytemnestra, übrigens durch den Traum geängstigt, zeigt jetzt etwas mildere Gesinnung gegen die Tochter Electra, ja sie bringt bei einem Zusammentreffen die Ermordung des Vaters selbst zur Sprache, sucht sich der Tochter gegenüber damit zu entschuldigen, daß der Vater durch die Opferung der Iphigenie ihr Mutterherz gekränkt und ihre Rache herausgefordert habe, worauf ihr Elektra mit vernichtendem Ernst erklärt, der Vater habe mit blutendem Herzen nur den Befehl der Göttin vollzogen und die Tochter dem Vaterland zum Opfer gebracht. Aber wenn er auch darin gefehlt habe, so sei damit ihr Ehebruch mit Aegystheus und die schändliche Behandlung ihrer Kinder nicht gerechtfertigt. Klytemnestra, unfähig, der sittlichen Hoheit dieser Rede zu begegnen, greift nun zu hochfahrenden Drohungen und vergißt sich so weit, die Götter darum anzurufen, sie möchten sie vor dem Sohn Orestes, den sie als Rächer fürchtet, befreien. Und siehe da, es scheint, als solle ihr Wunsch auf der Stelle erfüllt werden. Es tritt der verkleidete Pädagog herein und bringt ihr die Botschaft, daß Orestes, ihr Sohn, bei den pythischen Spielen im Wagenkampf von Pferden geschleift, elend umgekommen sei. Keine Spur von

Muttergefühl erwacht in Klytemnestra; befriedigt, daß sie ihrer Sorge ledig ist, ergießt sie sich in einer Fluth von Worten des Hohns und des Uebermuths gegen die unglückliche Tocher. So hat Klytemnestra das letzte Band, das sie an ihre Kinder noch fesseln konnte, zerrissen, die letzte Spur bessern Gefühls von sich gethan, auf Mitleid kann sie keinen Anspruch mehr machen. Electras letzte Hoffnung und mit ihr aller Lebensmuth ist vernichtet; es bleibt ihr nichts mehr als der Tod. Lange sitzt sie in dumpfbrütendem Schmerz wie betäubt. Da erscheint in freudigster Aufregung Chrysothemis; sie war am Grabe des Vaters gewesen, um die Todtenopfer darauf zu legen, hat aber solche bereits vorgefunden, eben jene, die Orestes im Morgengrauen darauf gelegt. Die Schwester hat die Hand des Bruders erkannt und theilt es freudestrahlend der Electra mit, daß der Bruder in der Nähe sei. Dieser jedoch, die eben erst die Botschaft von des Bruders Tod vernommen, klingt das wie bitterer Hohn. Aber sich aufraffend aus ihrer Betäubung, fordert sie Chrysothemis auf, jetzt, da der Bruder, der in erster Linie zur Rache berufen war, nicht mehr lebe, müßten sie das Strafgericht an der Mutter und ihrem Buhlen vollziehen. Chrysothemis schaudert davor zurück. Electra dringt in sie, ihre Leidenschaft hat sich bis zur äußersten Anspannung gesteigert. Und doch merken wir bei allen Aeußerungen der bittersten Klage, des glühendsten Hasses und der Rache, sie kommen durchaus nicht aus einem herben, harten Gemüth, sondern aus einem, das auch der weichen und innigen Empfindungen der Liebe fähig, aber durch die schrecklichsten Erfahrungen im innersten Grund zerrissen und durchwühlt ist. Es ist wie der sonst so friedliche, liebliche Gebirgssee, in dessen Wasser sich die grünen Matten spiegeln mit den glockentönenden Heerden, dessen klare Fluth man bis zum Grunde sieht, da friedlich die Fischlein spielen, und der so furchtbar wird, so schrecklich tobt, wenn der Wettersturm seine Wogen aufwirft. Nicht ohne bange Sorge kann man bleiben, ob wirklich die zarte Jungfrau das Entsetzliche ausführen wird, und ist wie von einer Last erleichtert, als jetzt Orestes auftritt und gewissermaßen als der Berufene die schwere That als vermeintliche Pflicht auf sich nimmt. Er erscheint, der Schwester zunächst unbekannt, als ein Bote aus Pythos, mit einer Todtenurne, in welcher die Asche des angeblich Gestorbenen sich befindet, um dieß letzte Andenken der Schwester zu überbringen. Electra empfängt sie mit den rührendsten Klagen, des weichsten Schmerzes, und als Orestes, der sie nur prüfen wollte, ihr nun den Trug offenbart und sich ihr als Bruder zu erkennen gibt, da strömt sie über in jubelnder Freude und kann sich ihres Glückes mit dem wiedergeschenkten Bruder nicht ersättigen; auch den treuen Pädagogen, den sie jetzt erst wieder erkennt, begrüßt sie mit überquellender Herzlichkeit. Nun erst ist man zu der Gewißheit gelangt, daß es wirklich ein tiefes, echt weibliches Gemüth ist, das in dieser Electra wohnt

und das nur durch das Schrecklichste, das es erfahren hatte, und das sein angeborenes sittliches Gefühl aufs tiefste verletzen mußte, bei einer starken natürlichen Leidenschaftlichkeit und Energie zu solcher Bitterkeit und Heftigkeit gebracht werden konnte, und für die Griechen war damit die Berechtigung des unauslöschlichen Rachegefühls dargethan. Die Rachethat selbst wird dem Zuschauer entzogen, sie geht hinter der Bühne vor. Die Griechen hatten da mehr Tact und Zartgefühl als viele Gebildete des neunzehnten Jahrhunderts, die z. B. in Halevy's Spectakeloper „Die Jüdin" es ansehen können, wie auf der Bühne der Oelkessel, in dem die Jüdin gesotten werden soll, aufgestellt und mit Stangen drin herumgerührt wird, ohne zu fühlen, daß das häßlich ist. Klytemnestra wird von Orestes im Innern ihres Gemachs überrascht, draußen aber hören wir mit Electra gespannt Alles, was vorgeht, und das Herz bebt uns im tiefsten Grunde, wenn wir den gellenden Schrei der Klytemnestra hören: „Weh mir! verwundet! Schlag zweimal, wenn Du kannst!" und wenn dann eine Todtenstille eintritt, die nur durch Electras herbe Worte unterbrochen wird, mit welcher sie die Verantwortung dessen, was geschehen, auf sich nimmt.

Wie hat Sophokles nun den Conflict gelöst? Einfach damit, daß er versucht, ihn möglichst zu verwischen, die That des Orestes, wenn auch nicht moralisch, so doch gewissermaßen psychologisch zu rechtfertigen. Klytemnestra hat er als ein bodenlos versunkenes Weib geschildert, das gar kein Mitleid verdient, dem man Strafe wünschen und gönnen muß, komme sie nun woher und von wem sie wolle. Das Rachegefühl der Electra und des Orestes hat er einfach erklärt als ein aus der äußersten Mißhandlung edler Charaktere und Kränkung heiligster Gefühle hervorgegangenes und damit als ein berechtigtes. Alles mit psychologischer Meisterschaft, in der Sophokles nicht seines Gleichen hat. Aber, aber: war das Rachegefühl und seine That berechtigt für den Griechen, der selbst durch seine Götter (den Apollo) zur Blutrache sich aufgefordert glaubte, ist's auch berechtigt für den, der einen Gott kennt, der da spricht: „Die Rache ist mein, ich will vergelten!?"

Sie sagen: „Das ist der Christengott". Allerdings, aber doch derselbe Gott, den auch das edlere Griechenthum als den „unbekannten" Gott geahnt hat. Warum läßt denn die ursprüngliche Fassung der Sage den Orestes von den Furien verfolgt werden, wenn seine Rachethat eine berechtigte war? Sophokles hat sich da in seiner sonst so herrlichen und wie ich schon sagte, mit psychologischer Meisterschaft ausgeführten Tragödie nicht ganz auf der Höhe der Sagen seines Volkes gehalten, das aber überhaupt schon im Absteigen begriffen, den strengen sittlichen Ernst der Aeschyleischen Periode zu verlassen schien. Doch ist ihm der Gedanke an jenen Conflict immer noch nicht geschwunden, und noch zwei Versuche werden gemacht, ihn zu lösen,

einer von Sophokles selbst, in einer Tragödie Chryses, eine Art Fortsetzung der auf Orestes bezüglichen Tragödien, und **Euripides**, der dritte unter den großen Tragikern der Griechen. Beide benützen nicht eine Abstimmung menschlicher Richter unter göttlichem Einfluß, wie Aeschylus, versuchen auch nicht psychologische Rechtfertigung, sondern benutzen den letzten Theil der Sage, der weder vom Aeschylus noch von Sophokles in seiner Electra zur Sprache gebracht worden war, die Sage von der **Iphigenie**, der jüngeren Schwester des Orestes, die dann auch den Gegenstand des Götheschen Dramas bildet. Von der Sophokleischen Tragödie Cryses will ich absehen und nur noch kurz Etwas über die Iphigenie des Euripides sagen.

Nach jenem letzten Theil der Sage war dem Orestes, der von den Erynnien gepeinigt nach Delphi zum Orakel des Apollo gekommen war, gesagt worden, er werde entsühnt werden, wenn er fern nach Tauris, jenseits des schwarzen Meeres zöge und „**der Schwester Bild**“ dort hole, und in Attika derselben einen Tempel gründe. Unter „der Schwester Bild“ versteht Orestes, der ja so wenig wie irgend ein anderes Glied in seiner Familie von der Rettung der Iphigenie in Aulis etwas wußte, das Bild der Schwester des Apollo, also der Göttin Diana oder Artemis, und unternimmt sofort die Fahrt nach Tauris, die Bildsäule der Diana dem wilden Skythenvolk, die es mit Menschenopfern verehrte, zu rauben. Glücklich gelangt er auch hin an den Ort, wo seine Schwester Iphigenie als Priesterin im Tempel der Diana lebte. Den weiteren Verlauf will ich jetzt nicht darlegen, er ist äußerlich fast ganz derselbe wie bei Göthe, obwohl nach ethischer Betrachtung, wie wir sehen werden, sehr verschieden; ich will nur das Ende anführen. Es gelingt dem Orestes, den seine Schwester erkannt, mit Hilfe dieser und des Pylades das Götterbild wirklich zu entführen und er erlangt dadurch Entsühnung. Die Betrachtung ist diese: Ein Mörder, mit dem schwersten Fluch belastet, von den Erynnien verfolgt, setzt sein verfallenes Leben daran, die Göttin einem Aufenthalt zu entziehen, der ihr wegen der Rohheit des dortigen Volkes und der Abscheulichkeit des ihr gewidmeten Cultus verhaßt war; diese That hat dem Mörder das Leben wieder geschenkt, den alten Fluch versöhnt. Sie stimmen mir gewißlich bei, wenn ich sage: diese Lösung befriedigt das sittlich-religiöse Gefühl noch weniger als die früheren Lösungen oder Lösungsversuche. Die Ueberführung der Diana aus dem Barbarenvolk in das gesittetere Griechenland und als Folge davon die Sühnung einer Blutschuld, die Lösung eines uralten Fluches, erinnert fast an die moderne Phrase von der erlösenden Kraft der Cultur, und wir können uns um so weniger befriedigt fühlen, wenn wir darauf merken, daß jene Entführung des Dianabildes selbst nur durch Betrug und Gewaltthat geschieht, bei welcher Thoas, der Taurierkönig, ein ganz redlicher und den Göttern ergebener Mann, das Opfer wird, was

doch Alles wahrhaftig als ungerecht und nicht einmal mannhaft, absolut nicht geeignet ist, Versöhnung und Frieden herbeizuführen, sondern zur alten Sünde nur neue häuft.

Die Lösung wird nur im Christenthum gefunden und, — wie weit bewußt oder unbewußt, bleibe dahin gestellt, — so finden wir sie in Göthes Iphigenie.

Göthes Iphigenie

nach ihrem religiös-sittlichen Gehalt.

II.

Der Muttermörder Orestes, von den Erynnien ruhelos umhergetrieben, bis zum Wahnsinn gebracht, hat endlich das Orakel zu Delphi gefragt, wie er von seiner Qual befreit und entsühnt werden könne. Und Apollo hat ihm geantwortet, er solle nach Tauris jenseits des schwarzen Meeres ziehen, dort der Schwester Bild holen und ihm in Attika einen Tempel gründen. Unter der Schwester versteht Orestes die Schwester des Apollo, die Artemis, Diana; denn daß seine eigene Schwester, einst in Aulis geheimnißvoll durch die Götter dem Opfertod entrückt, nach dem fernen Tauris gebracht worden, war ihm, wie allen Gliedern seines Hauses, unbekannt. Er unternimmt in Begleitung seines treuen Freundes Pylades sofort die Fahrt, die Bildsäule der Diana dem wilden Skythenvolk zu entführen. Glücklich gelangt er ans Gestade, gerade da, wo seine Schwester Iphigenie als Priesterin im Tempel der Diana dient.

Hier beginnt der Theil der Geschichte, welche den Inhalt des Götheschen Dramas bildet. Die ganze Vorgeschichte, die schrecklichen Thaten im fluchbeladenen Hause des Tantalus, die in Orestes Muttermord ihren Höhepunkt erreichen, werden im Götheschen Gedicht nicht dargestellt, sondern nur gelegentlich erzählt, und es ist ein Beweis von dem Zartgefühl des Dichtergemüths, daß er jene schrecklichen Dinge nicht in das Bereich der Dichtung hineinzog, sondern nur in der Form gelegentlicher Erzählung in der „grauenvollen Dämmerung“ sehen läßt, aber doch auch sehen läßt, nicht ganz und gar verhüllt, damit die Gestalt der Iphigenie, dieser reinen weißen Blüte, die aus dem fluchbeladenen Stamm entsprossen und durch Fürsorge der Göttin bewahrt geblieben ist, um so schöner hervortrete, — die reine Seele, durch die der Fluch ihres Hauses gelöst werden soll.

Die erste Scene der Dichtung führt uns in den heiligen Hain der Diana, in welchem Iphigenie als Priesterin dient. Ihr Bild, ihr Charakter tritt uns alsbald in schöner Vollendung klar entgegen. Thoas, der König des wilden Skythenstammes, bei welchem die schreckliche Sitte herrschte, daß jeder Fremdling, der das Land betrat, der Göttin geopfert wurde, hatte, vom Adel ihrer Erscheinung ergriffen, sie selbst zur Priesterin bestellt, und obwohl Niemand in dem grausam wilden Volk von ihrer Herkunft etwas wußte, hatte sie doch durch ihre sittlich reine Persönlichkeit einen solchen Einfluß gewonnen, daß das Volk bald wie umgewandelt war.

Wir erfahren aus dem Munde des Arkas:

„Wie sie dem Volke, dem ein Gott sie brachte,
Des ew'gen Glückes neue Quelle ward,
Und an dem unwirthbaren Todesufer
Dem Fremden Heil und Rückkehr zubereitet."

Die alte schreckliche Sitte der Menschenopfer war durch den stillen aber mächtigen Einfluß der Iphigenie abgeschafft. Es ist zu beachten, wie tief Göthe die überwindende Gewalt einer bedeutenden Persönlichkeit erkannt und uns sichtbar gemacht hat. Was keine Humanitätsphrase, kein Culturkampf, keine Staatsverfassung zu Stande bringt, eine so tief im Stolz und der unbändigen Leidenschaft eines Volkes gewurzelte Unsitte zu beseitigen, das thut die Gewalt einer sittlich reinen Persönlichkeit.

Doch mitten in diesem reichgesegneten Wirken, das rings umher das ganze Leben des fremden Volkes verändert hat, nicht eine Spur von Stolz oder Selbstgefühl, von Zufriedenheit mit dem von ihr Vollbrachten. Das Gefühl ihrer Schwachheit, das Bewußtsein, noch nicht Alles gethan zu haben, spricht aus den Worten, die sie dem, ihre Thaten rühmenden, Arkas entgegen hält:

„Das Wenige verschwindet leicht dem Blick,
Der vorwärts sieht, wie viel noch übrig bleibt."

— ein entschieden christlicher Zug — „nicht daß ichs schon ergriffen hätte."

Und weiter:

„Zu tadeln ist, wer seine Thaten wägt."

Es bekümmert ihre Seele, daß sie doch eigentlich der Göttin nicht mit voller Freudigkeit und in der vollen Dankbarkeit gegen ihren Wohlthäter Thoas diene.

„So hält mich Thoas hier, ein edler Mann,
In ernsten, heil'gen Sklavenbanden fest,
O wie beschämt gesteh ich, daß ich dir
Mit stillem Widerwillen diene, Göttin,
Dir, meiner Retterin; mein Leben sollte
Zu freiem Dienste dir gewidmet sein."

Und was ist es, was sie nicht zu der Freudigkeit in ihrem Dienst kommen und was sie inmitten eines sie verehrenden Volkes

auch nach so vielen Jahren noch sich fremd, wie im ersten, fühlen läßt? Das Heimweh!

„Denn ach! mich trennt das Meer von den Geliebten,
Und an dem Ufer steh ich lange Tage,
Das Land der Griechen mit der Seele suchend;
Und gegen meine Seufzer bringt die Welle
Nur dumpfe Töne brausend mir herüber.
Weh dem, der fern von Eltern und Geschwistern
Ein einsam Leben führt! Ihm zehrt der Gram
Das nächste Glück von seinen Lippen weg,
Ihm schwärmen abwärts immer die Gedanken
Nach seines Vaters Hallen, wo die Sonne
Zuerst den Himmel vor ihm aufschloß, wo
Sich Mitgeborne, spielend, fest und fester
Mit sanften Banden an einander knüpften. —"

Aber in diesem tiefen Weh spricht sie doch weiter: „Ich rechte mit den Göttern nicht." Sie erkennt: Was sie hier festhält im fremden Lande, ist:

„ein hoher Wille, dem ich mich ergebe."

Wie die Liebe zur Heimath, Eltern und Geschwistern, fesselt sie kindliche Verehrung an den König Thoas. Und siehe, dieser empfindet auch noch mehr als Hochachtung — er bietet ihr Herz und Hand, und mit beiden die Königskrone, nicht zu stolzem Prunk, sondern zu noch reicherem Wirken.

„Ich hoffe, dich
Zum Segen meines Volks und mir zum Segen
Als Braut in meine Wohnung einzuführen!"

Wird sie nicht einwilligen? Nein, sie schlägt es aus. Und warum? Aus Verehrung gegen den König. Sie will ihn nicht an ein Weib gebunden wissen, auf deren Haus der furchtbare Fluch der Sünde und des Elends lastet.

„Vernimm: ich bin aus Tantalus' Geschlecht."

Und nun erzählt sie ihm die Geschichte ihres Hauses, damit er wisse, um was für ein Weib er werbe, und davon abstehe. Thoas beharrt auf seinem Wunsch und seiner Bitte. Aber sie hat noch einen Grund der Weigerung.

„Wie darf ich solchen Schritt, o König, wagen?
Hat nicht die Göttin, die mich rettete,
Allein das Recht auf mein geweihtes Leben?
Sie hat für mich den Schutzort ausgesucht
Und sie bewahrt mich einem Vater, den
Sie durch den Schein genug gestraft, vielleicht
Zur schönsten Freude seines Alters hier.
Vielleicht ist mir die frohe Rückkehr nah;
Und ich, auf ihren Weg nicht achtend, hätte
Mich wider ihren Willen hier gefesselt.
Ein Zeichen bat ich, wenn ich bleiben sollte."

Der König meint, das Zeichen sei ja vorhanden, eben darin, daß sie noch da sei. Er höre nur Ausflüchte in ihrer Rede. Aber nein:

„Nicht Worte sind es, die nur blenden sollen:
Ich habe dir mein tiefstes Herz entdeckt.
Und sagst du mir nicht selbst, wie ich dem Vater,
Der Mutter, den Geschwistern mich entgegen
Mit ängstlichen Gefühlen sehnen muß?
Daß in den alten Hallen, wo die Trauer
Noch manchmal stille meinen Namen lispelt,
Die Freude, wie um eine Neugeborne
Den schönsten Kranz von Säul' an Säulen schlinge.
O sendetest du mich auf Schiffen hin,
Du gäbest mir und Allen neues Leben."

Von der Verbindung mit dem König hält sie aus tiefstem Grunde doch nur die Gewalt zurück, die die höchste und stärkste in ihrem Bewußtsein ist, daß eine Göttin sie zu ihrem Eigenthum erkoren, ihr ganzes Leben in Anspruch nimmt; die Hoffnung, daß sie wohl dazu bestimmt sei, ihrem unglücklichen Geschlecht noch einst zum Heil zu werden.

Die Hoffnung, die in einem gottinnigen Gemüth zur Ahnung, zur Gewißheit der Erfüllung wird, hat auch Iphigenie nicht getäuscht. Zunächst freilich steht ihr noch viel schrecklicheres bevor, als sie je erlebt.

Der König Thoas fühlt sich durch ihre fortgesetzte Weigerung verletzt; und in seiner nun einmal leidenschaftlich erregten Natur verkündigt er ihr seinen Entschluß, das alte Menschenopfer, das er mit Unrecht auf ihre Bitten versäumt habe, nunmehr wieder herzustellen; zwei Jünglinge, die man soeben gefangen, soll sie zu opfern sich bereiten. Vergebens fleht sie sein Mitleid an; er ist nicht zu erweichen und nur bei den Göttern ist ihre Hoffnung.

Die gefangenen Jünglinge werden vorgeführt; wir ahnen, warum Iphigenie durch göttliche Veranstaltung hierhergeführt worden, um eines hohen Zweckes willen, dessen Erfüllung auch ihrer Wünsche Erfüllung ist.

Orestes und Pylades, die Gefangenen, zum Opfer bestimmt, treten auf. Orestes in tiefem Schmerz, daß statt Erlösung von den Erynnien, die er gehofft, in diesem Lande der grausame Tod ihm bereitet werden soll; doch ergeben und gefaßt, sein Leben als Sühne für seinen Frevel herzugeben; Pylades lebensmuthig und noch auf Rettung hoffend, vorzugsweise, weil er von den Wächtern gehört hat von dem göttergleichen Weib, das seither das blutige Gesetz gefesselt und „ein reines Herz und Weihrauch und Gebet" den Göttern als Opfer dargebracht.

Iphigenie erscheint; die Gefangenen haben sich für Kreter ausgegeben, aber ihr klares Auge hat gleich die griechischen Landsleute erkannt; sie nimmt ihnen die Ketten ab, und bald ist sie in Frag und Antwort um das Heimathland. Jetzt endlich wohl bekommt sie Kunde von Vater, Mutter und Geschwistern. Aber o des Fürchterlichen, das sie hören muß! Zehn Jahre lang, erzählt ihr Pylades,

haben der Griechen tapfere Scharen um Troja gestritten; sehr viele Helden sind gefallen, andere aber sieggekrönt zur geliebten Heimath zurückgekehrt.

„Doch selig sind die Tausende, die starben
Den bittersüßen Tod durch Feindeshand,
Denn wüste Schrecken und ein traurig Ende
Hat den Rückkehrenden, statt des Triumphes,
Ein feindlich aufgebrachter Gott bereitet;
Ja, unerhörte Thaten sind gescheh'n.
Und Jammer, der Mykenes Hallen
Mit immer wiederholten Seufzern füllt."

„Klythemnestra" — das ist der Name der geliebten Mutter — Iphigenie leuchten die Augen — „hat Agamemnon" — den heißgeliebten Vater — „bei seiner Rückkehr mit ihrem Buhlen — meuchlerisch gemordet!" Das ist die erste Kunde aus der Heimath! Durch und durch erschüttert, verhüllt sie ihr Angesicht und wankt hinaus, ihrer selbst kaum mehr mächtig. Doch gewinnt sie ihre Fassung wieder, daß sie zurückkehren und weiter fragen kann. Weiß der Fremdling nichts von Agamemnons Sohn Orest, dem „holden Kind", und von Elektra? Und sie erfährt, daß beide noch leben, und Dank und Freude, daß doch diese übrig geblieben, macht sich Luft in den schönen Worten:

„O goldne Sonne, leihe mir
Die schönsten Strahlen, lege sie zum Dank
Vor Jovis Thron, denn ich bin arm und stumm."

Aber ach, noch ist der entsetzlichen Botschaften kein Ende. Was ist aus Klythemnestra, der schuldbeladenen Mutter, geworden?

„Auch sie schied aus dem Land der Hoffnung ab."
Vergoß sie reuig wüthend selbst ihr Blut?
„Nein, doch ihr eigen Blut gab ihr den Tod."

Sie erfährt die gräßliche That, die Orest, das „holde Kind", an der Mutter, vollbracht. Und der ihr das erzählt, der Fremdling, er ist es selbst, Orest, der Bruder, der Muttermörder! Er konnte nicht länger sich verstellen. Was soll er damit gewinnen? „Es stürze mein entseelter Leib vom Fels, es rauche bis zum Meer hinab mein Blut, und bringe Fluch dem Ufer der Barbaren."

So tief auch diese Kunde die Seele der Iphigenie erschüttert, so fest und hoch erhebt sie sich. Hat sie doch den Bruder, wenn auch schuldbeladen, bei sich; ein Anfang wenigstens der Erhörung ihrer Gebete und erneute Ahnung, daß sie ihrem Haus zum Segen aufbewahrt sei.

In merkwürdigem Contrast mit der schrecklichen Selbstanklage des Orestes, und doch voll psychologischer Wahrheit, sind die Worte, die Iphigenie nach des Bruders Rede nach oben richtet:

„So steigst du denn, Erfüllung, schönste Tochter
Des größten Vaters, endlich zu mir nieder!

Wie ungeheuer steht dein Bild vor mir!
Kaum reicht mein Blick dir an die Hände, die,
Mit Frucht und Segenskränzen angefüllt,
Die Schätze des Olympus niederbringen.
Wie man den König an dem Uebermaß
Der Gaben kennt, — denn ihm muß wenig scheinen,
Was Tausenden schon Reichthum ist, — so kennt
Man euch, ihr Götter, an gesparten, lang
Und weise zubereiteten Geschenken.
Denn ihr allein wißt, was uns frommen kann,
Und schaut der Zukunft ausgedehntes Reich,
Wenn jedes Abends Stern= und Nebelhülle
Die Aussicht uns verdeckt. Gelassen hört
Ihr unser Flehen, das um Beschleunigung
Euch kindisch bittet; aber eure Hand
Bricht unreif nie die goldnen Himmelsfrüchte;
Und wehe dem, der, ungeduldig sie
Ertrotzend, saure Speise sich zum Tod
Genießt. O laßt das langerwartete,
Noch kaum gedachte Glück nicht, wie den Schatten
Des abgeschiednen Freundes, eitel mir
Und dreifach schmerzlicher vorübergehn."

Kaum hat Iphigenie den Bruder erkannt, so ist auch ihr Schicksal unauflöslich an das seine gebunden. Steht auch der Muttermörder vor ihr, so überwiegt doch die Liebe zu dem Unglücklichen das Grausen vor der schrecklichen That, und Worte des Trostes entströmen ihren Lippen.

Iph.: „Mein Schicksal ist an deines festgebunden."
Orest: „Mit nichten! Laß allein und unbegleitet
Mich zu den Todten gehn. Verhülltest du
In deinen Schleier selbst den Schuldigen,
Du birgst ihn nicht vorm Blick der Immerwachen,
Und deine Gegenwart, du Himmlische,
Drängt sie nur seitwärts und verscheucht sie nicht.
Sie dürfen mit den ehernen frechen Füßen
Des heil'gen Waldes Boden nicht betreten;
Doch hör' ich aus der Ferne hier und da
Ihr gräßliches Gelächter. Wölfe harren
So um den Baum, auf den ein Reisender
Sich rettete. Da draußen ruhen sie
Gelagert, und verlaß ich diesen Hain,
Dann steigen sie, die Schlangenhäupter schüttelnd,
Von allen Seiten, Staub erregend, auf
Und scheuchen ihre Beute vor sich her."
Iph: „Kannst du, Orest, ein freundlich Wort vernehmen?"
Orest: „Spar' es für einen Freund der Götter auf!"
Iph.: „Sie geben dir zu neuer Hoffnung Licht."
Orest: „Durch Rauch und Qualm seh' ich den matten Schein
Des Todtenflusses mir zur Hölle leuchten."
Iph.: „Hast du Elektra, Eine Schwester nur?"
Orest: „Die Eine kannt' ich; doch die ältste nahm
Ihr gut Geschick, das uns so schrecklich schien,
Bei Zeiten aus dem Elend unsres Hauses.
O laß dein Fragen, und geselle dich

Nicht auch zu den Erynnien! sie blasen
Mir schadenfroh die Asche von der Seele,
Und leiden nicht, daß sich die letzten Kohlen
Von unsres Hauses Schreckensbrande still
In mir verglimmen. Soll die Gluth denn ewig,
Vorsätzlich angefacht, mit Höllenschwefel
Genährt, mir auf der Seele marternd brennen?"
Iph.: „Ich bringe süßes Rauchwerk in die Flamme.
O laß den reinen Hauch der Liebe dir
Die Gluth des Busens leise wehend kühlen!
Orest, mein Theurer, kannst du mich vernehmen?
Hat das Geleit der Schreckensgötter so
Das Blut in deinen Adern aufgetrocknet?
Schleicht, wie vom Haupt der gräßlichen Gorgone,
Versteinernd dir ein Zauber durch die Glieder?
O wenn vergoßnen Mutterblutes Stimme
Zur Höll' hinab mit dumpfen Tönen ruft,
Soll nicht der reinen Schwester Segenswort
Hilfreiche Götter vom Olympus rufen?"
Orest „Es ruft! es ruft! So willst du mein Verderben?
Verbirgt in dir sich eine Rachegöttin?
Wer bist du, deren Stimme mir entsetzlich
Das Innerste in seinen Tiefen wendet?"
Iph.: „Es zeigt sich dir im tiefsten Herzen an:
Orest, ich bin's! Sieh Iphigenien!
Ich lebe!"
Orest: „Du!"
Iph.: „Mein Bruder!"

Sie will ihn, weinend vor Schmerz und Freude, umarmen. Aber: „Laß! Hinweg!" ruft er, sie von sich stoßend. „Ich rathe dir, berühre nicht die Locken! Wie von Kreusas Brautkleid zündet sich ein unauslöschlich Feuer von mir fort."

Der Unglückliche, im Augenblick, da die Schwester sich ihm zu erkennen gab, ist wahnsinnig geworden. In düstern Phantasien sieht er sich todt, getödtet von der Hand der Schwester, der Priesterin. Denn „Brudermord ist hergebrachte Sitte des alten Stammes". Er sieht sich hinabgestiegen zu den düstern Schatten der Unterwelt, dort sind sie alle, die Schrecklichen aus Tantalus' Geschlecht. Er, von ihrem Stamm der letzte Mann; was sie gesäet, hat er geerntet. Mit Fluch beladen stieg er herab, und eine Hoffnung nur: „aus Lethes Fluthen den letzten kühlen Becher der Erquickung! Dann ist der Kampf des Lebens aus dem Busen hinweggespült. Bald fließet still sein Geist, der Quelle des Vergessens hingegeben, hin zu den Schatten, in die ewigen Nebel." Aber nein, es ist nichts mit dem ersehnten: „Vergessen". Sie heißen ihn willkommen! Er: nehmt mich auf, o führt zum Alten, zum Ahnherrn mich! Wo ist der Alte? (Tantalus.) Weh, weh! es haben die richtenden Götter ihm fürchterliche Qualen mit ehernen Ketten auf die Brust geschmiedet!"

Iphigenie hat schmerzbewegt seinen Phantasien zugehört. Was kann ihre Liebe anders thun, als für ihn beten.

„O laß den Einz'gen, Spätgefundnen mir
Nicht in der Finsterniß des Wahnsinns rasen!"

ruft sie zur Göttin.

„Und ist dein Wille, da du hier mich bargst,
Nunmehr vollendet, willst du mir durch ihn
Und ihm durch mich die sel'ge Hilfe geben.
So lös' ihn von den Banden jenes Fluchs."

Und siehe, die Nacht des Wahnsinns weicht, mit ihm der Fluch; wie aus einer Betäubung erwacht Orestes und verkündigt jubelnd die Erleichterung seines Gewissens. An der Schwester Herz sich werfend, spricht er:

„Laß mich zum erstenmal mit freiem Herzen
In deinen Armen reine Freude haben!
Ihr Götter, die mit flammender Gewalt
Ihr schwere Wolken aufzuzehren wandelt,
Und gnädig ernst den lang erflehten Regen
Mit Donnerstimmen und mit Windesbrausen
In wilden Strömen auf die Erde schüttet;
Doch bald der Menschen grausendes Erwarten
In Segen auflös't, und das bange Staunen
In Freudeblick und lauten Dank verwandelt,
Wenn in den Tropfen frischerquickter Blätter
Die neue Sonne tausendfach sich spiegelt,
Und Iris freundlich bunt mit leichter Hand
Den grauen Flor der letzten Wolken trennt;
O laßt mich auch in meiner Schwester Armen,
An meines Freundes Brust, was ihr mir gönnt,
Mit vollem Dank genießen und behalten!
Es löset sich der Fluch, mir sagt's das Herz.
Die Eumeniden ziehn, ich höre sie,
Zum Tartarus und schlagen hinter sich
Die eh'rnen Thore fernabdonnernd zu."

Iphigenie soll jetzt mit dem Bruder und Pylades nach der griechischen Heimath zurückkehren. Aber wie soll's geschehen. Es scheint kaum anders möglich, als durch heimliche Flucht, da der König Iphigenien nicht freiwillig ziehen läßt und schon in sie dringt, mit dem Opfer der beiden Fremdlinge nicht länger zu zögern. Iphigenie läßt sich, wie ein Kind, ganz und gar von den beiden Männern leiten. Und diese treffen nun Verabredung. Nach dem Plan des Pylades soll der König getäuscht werden. Iphigenie soll vorgeben, die beiden Fremdlinge müßten vor dem Opfer erst mit der heiligen Fluth des Meeres besprengt werden; und während sie nach dem Ufer des Meeres gingen, sollte das in eine Bucht versteckte Schiff der Griechen die Flüchtigen aufnehmen und nach der Heimath bringen. Aber der Plan widerstrebt der lautern Seele der Iphigenie, die den Edelmuth und die Wohlthat des Thoas nicht mit Betrug lohnen will, und furchtbar ernst tönt in ihren Ohren jetzt das alte Lied, „das Lied, das einst die Parzen grausend sangen, als Tantalus vom goldnen Stuhle fiel", und das sie einst als Kind von ihrer Amme gehört.

Es fürchte die Götter
Das Menschengeschlecht!
Sie halten die Herrschaft
In ewigen Händen,
Und können sie brauchen,
Wie's ihnen gefällt.
Der fürchte sie doppelt.
Den je sie erheben!
Auf Klippen und Wolken
Sind Stühle bereitet
Um goldene Tische.
Erhebet ein Zwist sich,
So stürzen die Gäste.
Geschmäht und geschändet,
In nächtliche Tiefen,
Und harren vergebens,
Im Finstern gebunden,
Gerechten Gerichtes.
Sie aber, sie bleiben
In ewigen Festen
An goldenen Tischen.
Sie schreiten vom Berge
Zu Bergen hinüber;
Aus Schlünden der Tiefe
Dampft ihnen der Athem
Erstickter Titanen,
Gleich Opfergerüchen,
Ein leichtes Gewölke.
Es wenden die Herrscher
Ihr segnendes Auge
Von ganzen Geschlechtern,
Und meiden, im Enkel
Die ehmals geliebten,
Still redenden Züge
Des Ahnherrn zu sehn.

So sangen die Parzen:
Es horcht der Verbannte
In nächtlichen Höhlen,
Der Alte, der Lieder,
Denkt Kinder und Enkel,
Und schüttelt das Haupt.

Es ist der Iphigenie lebendigste Gewißheit, daß durch eine unlautere That die Rettung des Bruders nicht erreicht, die Vollendung der Sühne nicht herbeigeführt werden kann, ja, daß durch neue Sünde der alte Fluch über Tantalus' Geschlecht wieder aufgeweckt, der Bruder von den kaum verjagten Furien wieder erfaßt, das ganze Werk vernichtet werden muß, sobald ein sittlicher Makel daran haftet.

Wir müssen hier zur Kenntniß des Charakters der Iphigenie wohl merken auf die Zartheit und Aengstlichkeit ihres Gewissens, das vor einer Handlung zurückbebt, die tausende, sonst wohl edlere Gemüther als That der Nothwehr, als erlaubt, ja gebotene Kriegs-

list ohne Bedenken vollbracht haben würden. Iphigenie ist in der Lage, die eigene reine Hand zu beflecken oder das Leben des geliebten Bruders aufzugeben.

„So hofft' ich denn vergebens, hier verwahrt,
Von meines Hauses Schicksal abgeschieden,
Dereinst mit reiner Hand und reinem Herzen
Die schwerbefleckte Wohnung zu entsühnen!
Kaum wird in meinen Armen mir ein Bruder
Vom grimm'gen Uebel wundervoll und schnell
Geheilt, kaum naht ein lang erflehtes Schiff,
Mich in den Port der Vaterwelt zu leiten,
So legt die taube Noth ein doppelt Laster
Mit eh'rner Hand mir auf: das heilige,
Mir anvertraute, vielverehrte Bild
Zu rauben und den Mann zu hintergehn,
Dem ich mein Leben und mein Schicksal danke.
Soll dieser Fluch denn ewig walten? Soll
Nie dieß Geschlecht mit einem neuen Segen
Sich wieder heben?
O, daß in meinem Busen nicht zuletzt
Ein Widerwille keime, der Titanen,
Der alten Götter, tiefer Haß auf euch,
Olympier, nicht auch die zarte Brust
Mit Geierklauen fasse!“

In dieser Gewissensnoth wendet sich ihre Seele nach oben, woher allein Hilfe kommen kann, betend, rufend aus tiefer Noth:

„O rettet mich,
Und rettet Euer Bild in meiner Seele!“

Mit diesem Gebet ist Gewißheit in ihr Herz zurückgekehrt.

Bald naht der König, der mit seinem Geleit schon etwas von einem geheimen Unternehmen gemerkt hat, dessen Argwohn wach geworden ist. Mit unerschrockenem Muth und im Vertrauen auf die Macht der ungeschminkten Wahrheit, tritt Iphigenie vor Thoas und enthüllt ihm das Vorhaben ihres Bruders; und diese Wahrhaftigkeit überwindet des Königs Herz. Er wird besänftigt und gibt die Einwilligung zu ihrer Heimfahrt. Allein noch ein Räthsel bleibt, das blutige Lösung zu heischen scheint. Orestes sollte ja nach dem Willen des delphischen Apoll das Bild seiner Schwester entführen. Nimmermehr aber kann Thoas auf den Besitz des Götterbildes in seinem Heiligthum verzichten. Im Sinn der Alten war die Entführung des Götterbildes nicht blos höchst wichtig, sondern unentbehrlich, weil an diese Entführung die Sühne des Orestes geknüpft war. Für uns hat sie diese Bedeutung völlig verloren. Orestes ist versöhnt, die äußerliche That hat keinen Werth mehr. Versöhnt war er ja durch das Bild der Schwester, das lebendige, das er nun mit sich nach der Heimath nehmen sollte, Iphigenie. „Von ihr berührt, ward er geheilt; in ihren Armen faßt das Uebel ihn mit allen seinen Klauen zum letztenmal und schüttelte das Mark entsetzlich ihm zu-

sammen, dann entfloh's, wie eine Schlange zu der Höhle." Nur von der „Schwester" Bild aber hatte das Orakel geredet, und auf die Diana, Apollos Schwester, hatte sich's nur Orestes gedeutet, der ja davon, daß seiner Schwester Iphigeniens Bild in Tauris sei, keine Ahnung hatte.

Nur Eins noch fehlt zur vollen Harmonie. Thoas läßt Iphigenien mit dem Bruder und Pylades zwar ziehen, doch unwillig und widerstrebenden Herzens. Allein nicht also kann Iphigenie scheiden, auch hier soll nur in Liebe und Versöhnung der wahre Friede gewonnen werden. Indem sie dem Thoas ausspricht, was ihr Herz erfüllt, innige Dankbarkeit und Hingebung an ihn, die nie erlöschen wird, bittet sie ihn um Gleiches.

„Leb' wohl, o wende dich zu uns und gib
Ein holdes Wort des Abschieds mir zurück!
Dann schwellt der Wind die Segel sanfter an,
Und Thränen fließen lindernder vom Auge
Des Scheidenden. Leb' wohl! und reiche mir
Zum Pfand der alten Freundschaft deine Rechte!"

Und wie nun der König, erweicht, ihr die Rechte reicht, da tönt sein einfaches: „Lebt wohl!" in uns wieder wie ein hehrer Friedensklang, und wird uns zu Muth, als schauten wir nach wildem Wettersturm auf die ruhige, klare Fluth, darin der blaue Himmel sich spiegelt, oder auf die liebliche Landschaft, nach schweren Tageswettern vom Abendsonnengold verklärt.

Denkt man an Göthes Drama Iphigenie und redet von ihm, so ist es immer vor Allem die Persönlichkeit, die dem Stück den Namen gibt, Iphigenie, die unser Interesse in Anspruch nimmt und in ihrer reinen, hehren Gestalt vor unsern Augen steht. Wenn es im Allgemeinen gesagt werden muß, daß Göthe unter allen Dichtern die herrlichsten Frauengestalten geschaffen hat, und zwar nicht bloße ideale Luftgebilde, die wie „Theklas flüchtiger Schatten" entschweben, sondern Gestalten von Fleisch und Blut, von Athem und Leben; — wenn es gesagt werden muß, daß kein Dichter uns so tief in das innerste Heiligthum schöner, reiner Weiblichkeit eingeführt hat, wie Göthe, so muß das Bild der Iphigenie als das Vollendetste und Höchste gelten, was in der weltlichen Dichtkunst von weiblichen Wesen ist geschaffen worden.

Man könnte sich wundern, daß Göthe, deß sittliches Verhalten nichts weniger als tadellos gewesen, und der es als eine Art Strafe erfahren mußte, nachdem er in seiner Jugend mit edlen Frauenherzen gespielt, im Alter mit einer durchaus ordinären Persönlichkeit verbunden werden mußte, ein solch reines weibliches Ideal schaffen konnte. Wie kam das aus einer durchaus nicht selbst reinen Seele? Beachten wir da vor Allem Eins. Kein Künstler kann eigentlich

etwas nur aus sich schaffen. Kein Landschaftsmaler z. B. schafft eine Landschaft, die vorher absolut nicht dagewesen wäre. Diese Felspartie im Vordergrund ist absolut nichts durchaus neues, sondern er hat sie einmal irgendwo gesehen und wahrscheinlich hängt in seiner Künstlerwerkstatt auch noch die Skizze, die er einst nach der Natur aufgenommen, und ist es auf dem Bilde nicht ganz dieselbe, so ist die Aenderung doch auch nur nach einem andern Original gemacht, das er einmal gesehen. Rafaels und Murillos Madonnen sind durchaus nicht bloße Schöpfungen der Künstlerphantasie, sondern es sind Frauen aus ihrem Volke, die sie sich oft geradezu zum Modell genommen, und die sie, wie man sagt, idealisirt haben. Aber auch dieß Idealisiren ist keine Ur- oder Neuschöpfung, sondern die einzelnen idealisirenden Züge sind ebenfalls von vorhandenen realen Persönlichkeiten genommen. Hat Rafael zum Modell für die Gesichtsform seiner Sixtinischen Madonna eine bestimmte weibliche Persönlichkeit genommen, so hat er das Jungfräuliche und das Mütterliche, — das ist ja bekanntlich das Haupt-Schönheitsmoment bei dieser Madonna, diese Vereinigung der Jungfräulichkeit und Mütterlichkeit, — von andern Persönlichkeiten hergeholt und jenem Angesicht von edeln Formen mitgetheilt. Das Geniale des Künstlers besteht eben in dem Erlauschen und Erkennen der Schönheiten in Natur und Menschenleben und in der einheitlichen harmonischen Verbindung derselben. So ist es aber auch mit den Charakteren, welche Dichter in ihren Dichtungen zeichnen, so ist es besonders mit Göthes Frauenbildern, vorzugsweise der Iphigenie. Es ist ja allbekannt, mit welchen edeln, frommen Frauen Göthe nicht bloß Verkehr, sondern Freundschaft unterhielt. Frankfurtern braucht man ja nur den Namen der Susanne v. Klettenberg zu nennen; späterhin die Gräfin August Stolberg, deren Einfluß auf Göthe ein sehr tiefgehender war und niemals ganz verwischt worden ist und gerade in Italien, wo er Iphigenie vollendete, beim Bilde der hl. Agathe lebendig wurde. Die Züge der Iphigenie hat Göthe von wirklichen Frauen, gerade christlichen Frauen entlehnt, die er kannte, deren Skizzen in der Dichterwerkstatt seiner Seele hingen.

Stellen wir uns die Grundzüge ihres Wesens noch einmal kurz zusammen.

Iphigenie ist ein Weib vom höchsten Adel der Gesinnung und der Sitte. Wir sehen sie durchdrungen, ja durchglüht von einer Fülle großer, tiefer Empfindungen, die mit kräftiger, gesunder Energie auch ins äußere Leben einwirken. Sie lebt mit und in dem Kreise, in die sie die Gottheit hineingestellt hat; veredelnd hat ihre edle, würdevolle Weiblichkeit auf ein wildes Volk gewirkt, und lautere, zarte Bande haben nach allen Richtungen sich geknüpft. Aber ältere Bande, die allerursprünglichsten, von der Natur selbst geknüpft, Kindes- und Geschwisterliebe, Heimathliebe, haben sich deßhalb nicht

gelöst, obwohl sie äußerlich gewaltsam zerrissen sind. Sie lebt, um zu lieben und darum ist sie auch den Fremden hold, aber mit der Seele sucht sie die äußerlich fernen und doch innerlich nächsten Gegenstände ihrer Liebe. So steht sie dem Irdischen gegenüber, mild und empfänglich, liebreich und innig.

Aber das füllt ihre Seele nicht. Noch mächtiger und stärker ist der Zug, der sie zu dem Himmlischen emporhebt. Denn kein irdisches Sehnen und Verlangen zeigt sich bei ihr vereinzelt, losgelöst von der Gottheit; sie bezieht Alles auf sie, hofft Alles von ihr. So wird sie ein Gefäß für die Segensströme von oben; den Segen, der von ihr ausgegangen, hat sie selbst von oben geholt. Echt weiblich ist bei ihr der Mittelpunkt ihres Seins und Lebens, das Herz, nicht der Verstand, die Reflexion, die ja ohnedieß beim Weibe mehr zurücktreten, aber auch nicht die Phantasie, die so manches weibliche Wesen ausfüllt und irre führt, in enthusiastische Träume und eitle Schwärmerei. Das Herz, vom Thau des Himmels erquickt und befruchtet, ist der Ausgangspunkt aller Regungen ihrer Seele, aller Antrieb zum Handeln. „Ich untersuche nicht, ich fühle nur“. So ist sie zum Lieben und Glauben angelegt, und sie liebt und glaubt; ihr ganzes Wesen ist von diesen Gotteskräften getragen. Darum ist sie so innig den Menschen gegenüber, wie so fromm und still vor den Göttern. Und bei aller Tiefe und Stille so lebensvoll, so thatkräftig, so wirksam. Liebe ist Mittelpunkt ihres Lebens, Motiv aller ihrer Worte und Handlungen, alle Strahlen der Liebe sammeln sich in ihrem Herzen und strahlen von da aus auf alle Lebensverhältnisse. Liebe zieht sie nach der Heimath, Liebe aber hält sie auch im Heiligthum. Liebe zieht sie zu den Eltern und Geschwistern, die ihr aus der Kindheitserinnerung als ehrwürdige Ideale vor Augen stehen. Aber diese Liebe erkaltet nicht, als diese Ideale durch die schreckliche Kunde von den geschehenen Gräuelthaten zerstört und das Gegentheil an ihre Stelle getreten ist. Liebend hängt sie an Orest, dem „holden Kind“, wie sie ihn in der Erinnerung hat, aber wie er als der Schuldbeladene vor ihr steht, da läßt sie nicht nach, sondern wird nur tiefer und heiliger. Und die wirksame Energie ihrer gläubigen Liebe tritt auch wieder echt weiblich, nicht in starken Worten, auch nicht in einzelnen brillanten Thaten, sondern einfach in ihrem ganzen Sein, Leben und Wandel auf. Und darum ist sie auch so demüthig, obwohl sie ein Volk umgewandelt und ihr Werk so groß ist. Da „von ihrem Wesen auf Tausende herab ein Balsam träufelt“, schätzt sie doch all ihr Thun so gering, daß sie, nichts in sich suchend und auch nichts in sich findend, ihr Leben sogar „unnütz“ nennt. Demüthig ist sie vor Gott, demüthig auch vor Menschen.

Von Göthe haben wir das bekannte Wort: Und willst du wissen, was sich ziemt, so frage nur bei edeln Frauen an. Und wie

das Schillersche Wort Wahrheit hat: Was kein Verstand der Verständigen sieht, das übet in Einfalt ein kindlich Gemüth, so jenes Göthesche. Was sich ziemt, wissen edle Frauen, und zwar wissen sie es nicht durch Nachdenken, nicht durch Studium, sie brauchen es nicht erst anzunehmen, sie wissen es unmittelbar vom Herzen aus, wenn dieß ein edles, d. h. von gottinnigem Glauben beseeltes ist. Sie haben den feinen, edlen Tact. Und auf diesen wollen wir auch noch merken bei der Iphigenie; bei der Darlegung der Geschichte konnte ich darauf nicht weiter eingehen. In allen ihren Unterredungen mit dem König Thoas, wie mit seinem Abgesandten Arkas, nie fehlt ihr das rechte Wort; so tief, so mächtig ihre Seele oft bewegt ist, sie sagt nicht zu viel, sie sagt nichts zu stark, sie sagt nichts übereilt. Wie weiß sie sich in Ruhe und rechtem Maaß zu halten, in den Augenblicken, da sie das Ungeheuerste erfährt. Stromweise gehen die Schauer des Schreckens durch ihre Seele, und stromweise zugleich die Freude über das Wiederfinden des Bruders. Sie hört von des Bruders That, von seiner Qual und Reue, sie hört seinen geliebten Namen, sie fühlt sich in seiner lieben, theuren Nähe, und doch folgt kein Aufschrei ihres Herzens, in dem nun stürmische Freude der hellste Ton ist. Welche Hoheit, welche Kraft, welche Zartheit und feine, besonnene Klugheit, mit der sie es einleitet, da sie sich ihm zu erkennen gibt, erst leise, mild und schonend, ihn an die verlorne Schwester erinnernd.

Der Erde offen, aber dem Himmel zugewendet, in einem von Glaube und Liebe getragenen Sein, das durch den Wandel wirkt, aber bei diesem stillen Wirken an dem großen Kleinen nichts Großes erblicken kann, so hat Iphigeniens Art sich dargestellt, bis der Moment kommt, da wir sie handeln sehen, da es galt, mit dem Bruder heimzukehren. Wir fühlen uns wohlthuend angeweht von dem Frieden, der ihre Erscheinung umschwebt, aber wird der nicht gestört werden? wird er nicht wanken, wenn einmal eine ernste, schwere Versuchung kommt? Ohne Anfechtung darf Niemand bleiben, ohne Kampf kann Niemand zum Sieg gelangen. Es kommt die Versuchung in der Stunde, da sie in der Alternative steht, entweder den König, ihren Wohlthäter, zu täuschen, oder die Rettung des Bruders und die eigene, längstersehnte Heimkehr vereitelt zu sehen. Es ist bedeutungsvoll, daß es eine Lüge sein muß, durch die scheinbar Rettung erlangt werden soll, eine Lüge, die alte Schlange, der Sünde Ursprung, die heranschleicht im Augenblick, da das ganze zeitliche Glück auf dem Spiele steht. In solchen Stunden rüttelt der alte böse Feind zumeist an die heiligen Bande, die uns an den Himmel binden, und da wird eine fromme Seele wohl bis in ihre innersten Tiefen erschüttert, aber, wenn sie aufrichtig ist, auch von Grauen erfaßt, von Angst durchbebt in die alten Bande des Fluchs zurückzufallen, die gelöst sind. In dieser

Angst schreit auch der Iphigenie Seele zu den Göttern: Rettet mich! und rettet euer Bild in meiner Seele. Es ist der Aufschrei eines Herzens, das glauben will und lieben muß, das versinkt in der tiefen Fluth der Trübsale und der Versuchung, wenn nicht eine Gotteshand es rettet und oben erhält. Sie bangt nicht bloß um die Rettung, die ihre Liebe begehrt, sondern auch um den Glauben, von dem sie doch weiß, daß er allein den Rettungsweg finden kann. Darum klingts durch diesen ihren Ruf aus der Tiefe hindurch, wie ein Ton der tiefen, gottgeweihten Seelen, die glaubten und doch beten mußten: Hilf meinem Unglauben! mit des Petrus: Herr, ich versinke! mit Israels: Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn! und mit des Psalmisten: Ich halte dir vor dein Wort: ihr sollt mein Antlitz suchen; darum suche ich, Herr, dein Antlitz! Wer so redet, muß erhört werden. Sie selbst zu retten, hätte die Gottheit ihr versagen können, aber das „Bild des Himmlischen in ihrer Seele“, das muß gerettet werden. Und es rettet die zugleich mit, die es in sich trägt. Sie wird über der Fluth gehalten; sie überwindet sich selbst und gewinnt die Kraft, die Wahrheit zu reden und der Lüge zu widerstehen. Und die Wahrheit, die sie innerlich frei gemacht hat, bewirkt auch die äußere Befreiung.

An Iphigenie haben wir offenbar nicht bloß ein ästhetisches, sondern auch ein tiefes moralisches Interesse. Aber so tief dasselbe für diese einzelne Person des Dramas sein muß, tiefer und stärker muß es sein für das alte große Problem, das der Orestessage zu Grunde liegt, das die alten griechischen Tragödien, wie ihr tiefsinnig dichtender Volksgeist, zu lösen suchten, ohne es zu vermögen, das aber im Götheschen Drama insofern gelöst ist, als es auf die alleinige völlige Lösung im Christenthum hindeutet.

Erkenntniß des tiefen Zwiespaltes, der durch die ursprüngliche Harmonie der Schöpfung Gottes hindurchgeht, Schmerz darüber und Sehnsucht nach der Versöhnung, der Wiederherstellung jener Harmonie, oder wenn man will: verlorenes, ersehntes Paradies, das muß Inhalt aller wahren Poesie sein. Nirgends ist der Zwiespalt größer, das Weh tiefer als im Gebiet der moralischen, der Menschenwelt, und in ihr, im religiösen Leben. Im religiösen Leben heißt es: Schuld und Sühne, im Christenleben kommt noch hinzu: die geschehene Versöhnung, zum verlorenen und ersehnten das wiedergewonnene Paradies. Wir hörten, daß das Christenthum, wenn es einmal eine Stätte in einem Volk gewonnen, ja vielleicht alle seine Lebensbeziehungen geordnet, seine Entwickelung auf lange hinaus bestimmt, auch dann noch, wenn das Bewußtsein Einzelner oder Vieler sich von ihm abwendet. So war es in der Zeit unserer klassischen Literaturperiode. Mit bewußtem persönlichem Glauben stand Göthe bekanntlich nicht auf dem Boden der geoffenbarten Wahrheit, aber

reichlich und tief hat er sie bekanntlich oft auf sich einwirken lassen, hat er doch selbst mit Andacht an den Gottesdiensten der Brüdergemeinde Theil nehmen können, und mächtig und gelind klangen die süßen Himmelslieder von Christi Auferstehung, die Ostergesänge, noch lange in seiner Seele nach, wie sich in der ergreifenden Scene im Faust zeigt. Christliche Anschauung und christliche Wahrheit, wenn auch in anderem Gewand, kommen in der Iphigenie, dem Bild der hl. Agathe nachgezeichnet, zum Ausdruck, um so kräftiger, als die alte Griechensage schon soviel Anklänge und Ahnungen von dem hat, was das Evangelium voll, tief und klar offenbart.

Schauen wir noch einmal in die alte Sage hinein. Von der ersten Sünde des Urahns, Tantalus, dessen Uebermuth ihn aus dem Himmel stürzte, zieht sich eine Reihe dunkler Thaten durch das ganze Geschlecht, und ein fürchterlicher Fluch wird über dasselbe gebracht nach dem Gesetze, daß die böse That fortzeugend Böses muß gebären, daß Sünde mit Sünde gestraft wird.

„Es haben Tantalus' Enkel Fluch auf Fluch
Mit vollen, wilden Händen ausgesät;
Und gleich dem Unkraut, wüste Häupter schüttelnd
Und tausendfält'gen Samen um sich streuend,
Den Kindeskindern nahverwandte Mörder
Zu ew'ger Wechselwuth erzeugt."

Was hier von dem einen Geschlecht gesagt wird, das ist dasselbe, was die Offenbarung der Schrift tiefer und bestimmter von der ganzen Menschheit lehrt, daß aus dem uranfänglichen Falle der Stammeltern der Keim des Verderbens in das ganze Geschlecht gebracht wurde und wuchernd zu immer größerer Gewalt die Sünde hervortreibt. Mags dem humanistischen Ohr des Culturkämpfers noch so unangenehm klingen, Göthe, der, und zwar ganz im Sinne des Alterthums, Iphigenie solche Worte sagen läßt, nähert sich damit dem, was in der Kirche die Lehre von der Erbsünde und der Erbschuld sagen will. Ja selbst das „Brudermord ist hergebrachte Sitte unseres Stammes" bezeichnet die Menschheitsgeschichte, in der kein Jahrzehnt ohne Krieg und Blutvergießen; wie das Schmachten des Tantalus eine Ahnung von dem ist, was jener sagt: Ich leide Pein in dieser Flamme, und bittet um das Aeußerste des Lazarusfingers, ins Wasser getaucht, seine Zunge zu kühlen.

In Orest erreicht des alten fluchbeladenen Geschlechtes Sünde einen Höhepunkt in der widernatürlichen Gräuelthat des Muttermordes; aber die furchtbare Energie der Erynnien, wider die Orestes nicht etwa durch Leichtsinn, Zerstreuung, Selbstentschuldigung sich zu wehren versucht, — merken wir wohl: kein Wort der Selbstrechtfertigung, Beschönigung oder Entschuldigung kommt über seine Lippen, sondern entschieden Selbstanklage, — wodurch die Erynnien zu Eume-

niden, Wohlwollenden; werden, zeigt auch eine Erlösungsfähigkeit dieses und des Theils seines Hauses, den noch die Sonne bescheint.

Und wie wird die Erlösung, die Versöhnung zu Stande gebracht? Nicht durch die Reue, denn diese besteht ja eben darin, daß sie die Schuld fortwährend vor Augen sieht, wie Orestes selbst sagt, auch kann die Reue nicht sich selbst vergeben, was an andern gefrevelt ist. Es bedarf auch nach der griechischen Sage der Reumüthige, nach Versöhnung Verlangende, einer objectiven Gewähr, daß der Schade gut gemacht, die Vergebung gewiß ist. Noch weniger thuts der Menschen freisprechend Urtheil, das Urtheil anderer oder des eigenen Herzens, es thuts auch nicht die That der eigenen Hand, die, wie Orestes beabsichtigter Bilderraub, selbst nicht rein ist. Wie geschieht die Versöhnung? Wer bietet die Gewähr?

Schauen wir in die Sage und Göthes Darstellung derselben. Aus dem sündenbeladenen Geschlecht hat die Gottheit selbst auf wunderbare Weise eine Persönlichkeit sich ausgesondert aus dem sündigen Zusammenhang, die Iphigenie, und sie sich als die einzige des Geschlechts rein bewahrt in ihrem Heiligthum (ein grünes Reis aus dürrem Erdreich, aus der Wurzel eines absterbenden Stammes).

Und durch diese, in Reinheit lebende, in Liebe sich hingebende Persönlichkeit wird die Sühne herbeigeführt, ja selbst vollbracht. Es ist hier die Ahnung der christlichen Wahrheit, der großen, auf der all unsere Hoffnung beruht, die stellvertretende Genugthuung, die im Evangelium Thatsache und Wirklichkeit geworden ist. Göthe sagt als Sinn seines Dramas: Alles menschliche Gebrechen heilet reine Menschlichkeit. Wir acceptiren das; doch wo ist diese reine Menschlichkeit im wahren, vollkommenen Sinn? Nicht in dem poetischen Gebilde, das zusammengewoben wurde aus Vollkommenheiten, die man vor 2000 Jahren noch nicht kannte, die man erst kennen lernte, als der schönste unter den Menschenkindern, den Niemand einer Sünde zeihen konnte, über die Erde gewandelt war. Und doch keine ganz reine Menschlichkeit. Hat sie nicht ungern dem Heiligthum gedient? „Deinen Willen thue ich gern“, spricht ein Anderer. War sie nicht schwankend, hat halb schon in die Lüge eingewilligt und wird erst durch ein erschütternd ernstes Lied aus der Kindheit im Gewissen aufgeweckt? Bedarf sie nicht selbst der Rettung? ruft sie nicht selbst: Rettet meine Seele! oder doch das Bild der Gottheit in ihr? Ist nicht noch sonst Etwas da, das der Rettung nicht werth und nicht fähig ist? Und Menschlichkeit allein — vermochte sie zu sühnen ohne die Gottheit? Weicht doch der Bann von Orest erst, als Iphigenie „süßes Rauchwerk in die Flamme“ gebracht, d. h. Fürbitte gethan, hilfreiche Götter vom Olymp gerufen. Die wahre, volle Sühne, nicht für ein einzelnes, schuldbeladenes Haupt,

nicht für ein einzelnes fluchverfolgtes Haus, sondern für eine ganze sünden- und fluchbeladene Menschheit bringt nur das Gottmenschliche, bringt Jesus Christus.

Und nun noch ein kurzes Wort zum Schluß. Ich sagte: Es gibt keinen tragischen Stoff, der gräßlichere Ereignisse in sich schlösse, der furchtbarere Leidenschaften, heftigere Kämpfe der Seele schilderte und das Gemüth in seinem Innersten mächtiger aufregte; und doch ruht auf dem Ganzen eine majestätische Ruhe, geht durch das Ganze ein Geist der Innigkeit und ein leiser Hauch des Friedens, wie ihn die vorchristliche Welt nicht kennt, wie er erst erfahren worden, seit die Engel Gottes Friede auf Erden verkündigt, Friede auch unter den Stürmen, mitten in den Kämpfen. Wir haben in der Iphigenie nur die Sühne eines Fluchs für diese Erde; ein fürchterlich geplagtes Gemüth ist dem ruhigen Erdenglück wiedergegeben, eine Fremde, die lange in Sehnsucht nach der Heimath getrauert, ist dem Vaterlande wiedergegeben. Wie nahe liegt der Gedanke: Wie, wenn es nicht also geschlossen hätte mit freundlich friedlichem Lebewohl? Wenn Thoas' Zorn die Flüchtigen getroffen, vielleicht zum Tode getroffen? Wäre es auch ein Hauch des Friedens? Ist Friede auch da, wo Alles das fehlgeschlagen, was wir gewünscht, gesehnt, gehofft? Ist Friede auch im Tode? Ja! für die, welche den Friedefürsten kennen, der auch Fürst des Lebens ist.

Kritik des modernen Zeitbewußtseins
von
Wolfgang Menzel.
Zweite Auflage. Preis: 6 Mark.

Die materialistischen Ideen
in der modernen Volkserziehung
von
R. Möbius.
Preis: 2 Mark.

Ueber die poetischen Richtungen unserer Zeit:
Heine, Platen, Uhland, Rückert
von
Melchior Meyr.
Preis: 2 Mark.

Vom deutschen Geiste.
Drei Bücher geschichtlicher Ergebnisse
von
R. von Raumer.
Zweite Auflage. Preis: 2 Mark.

Zu den kirchlichen Fragen der Gegenwart
Sechs Reden
von
Dr. Hermann Schultz.
Preis: 2 Mark.

Zeitpredigten
zur Würdigung der Aufgaben des Christenthums in der Gegenwart
von
C. Teichmann.
Preis: 2 Mark.

Ueber Göthes Tasso
von
A. F. C. Vilmar.
Preis: 1 Mark.

Buchdruckerei von G. Otto in Darmstadt. [partly illegible]

